



Stadt Zürich
Stadtarchiv

arché

Emil Acklin – Fotografie als Klassenkampf

Der fotografische Nachlass
von Emil Acklin (1889–1976)

Berichte aus dem Stadtarchiv Zürich 2018 N°2

2018 N°2 **Emil Acklin – Fotografie als Klassenkampf**

Der fotografische Nachlass
von Emil Acklin (1889–1976)

2 Editorial

Miniaturen der Realität

Anna Pia Maissen

4 Einleitung

Zürich «von unten»

Karin Beck

6 Emil Acklin –

Fotograf von Arbeit und Alltag

André Werner

26 Weltrevolution und Endzielpolitik

Nicola Behrens

40 Demonstrationen und alltägliche Strassenszenen: Inhalt, Form und Umfang von Acklins fotografischem Nachlass

Karin Beck

46 Emil Acklins Fotografien

48 Maibilder

58 Leben im öffentlichen Raum

74 Arbeitsbilder

86 Die Akte

Aus einem Rechenschafts- bericht der Vormundschafts- behörde Zürich von 1943

Kolumne

Anja Huber

90 Das Bild

«Lieber Globi» –

Zeichnungen und Briefe an den Helden unserer Kindheit

Kolumne

Karin Beck

94 Vorschau arché N°3

Die Elektrifizierung Zürichs

Anna Pia Maissen
Direktorin

Miniaturen der Realität

«A photograph is a secret about a secret. The more it tells you the less you know», stellte die amerikanische Fotografin Diane Arbus fest. Ihr Kollege Richard Avedon formulierte es so: «There is no such thing as inaccuracy in a photograph. All photographs are accurate. None of them is the truth.»

Die Diskussion über Wahrheit, Realität, Schein und Manipulation von Bildern ist ebenso spannend wie endlos. Tatsache ist, dass eine Fotografie

immer ein starkes kommunikatives Medium ist, das eine strategische, ideologische, ästhetische, kommerzielle Funktion oder jede mögliche Kombination davon hat.

Wir leben in einer Welt, die sich über Jahrtausende hinweg daran gewöhnt hat, sich selbst in gedruckten Worten zu abstrahieren und zu interpretieren. Diese Abstraktion führt dazu, dass Fotografien ein weit authentischeres Abbild



Veranstaltung im Volkshaus Zürich



eines modernen Lebensraums zu sein scheinen als schriftliche Zeugnisse: Erstere werden als «Miniaturen der Realität» wahrgenommen.¹ Und genau darin liegt die Gefahr – denn auch Fotografien sind nichts anderes als eine Interpretation, genau wie schriftliche Werke oder Gemälde.

Deshalb muss reflektiert werden: Was sehen wir? Wie sehen wir? Welche Wirklichkeit wird interpretiert? Und wie ist sie aufbereitet worden?

Diese Aufklärungsarbeit nimmt uns niemand ab, und je grösser die Bilderflut als ständige und unerbittliche Begleiterin unseres modernen Alltags wird, desto stärker gibt sie den Ausschlag. Analog zu den Texten muss auch bei Fotografien die entscheidende Frage gestellt werden: *Cui bono?* Wem nützt es?

In diesem Zusammenhang ist es dem Stadtarchiv Zürich ein besonderes Anliegen, das Werk des Zürcher Fotografen Emil Acklin (1889–1976) zu zeigen. Er hat in seinem ganzen Schaffen nie verhehlt, dass es ihm um mehr als nur um ein Abbild

einer Sekunde Realität geht. Für ihn war Fotografie die Fortsetzung des Klassenkampfes mit anderen Mitteln. Seine Bilder – allen voran die Porträts und Fotos von Arbeitswelten – sind so gesehen absolut parteiisch, ihr Zweck ist ein politisch-ideologischer.

Im Anzug und mit umgehängter Leica suchte er in den von ihm porträtierten Personen «das Charakteristische (...), das nicht nur für den Meier oder Müller, sondern für die ganze Klasse Geltung hat, der er angehört»². Im fotografischen Schaffen von Acklin geht es aber nicht nur um Ideologie, und auch das ist in seinen Bildern erkennbar. Ihm ging es ganz generell um das Beispielhafte, das Zeitlose. Er fing im fotografischen Format die Realität so ein, wie er sie verstand und wie er sie verstanden haben wollte. Ganz typisch ist deshalb, dass er bei einer Veranstaltung im Volkshaus nicht etwa die Rednerinnen und Redner auf dem Podium ablichtete, sondern das erwartungsvolle Publikum. Dessen Typologie allein lässt bereits erahnen, welche politische Ausrichtung der Anlass hatte. Ebenso verständlich und allgemeingültig ist die Fotografie eines mit einem Reifen spielenden Knaben: diese vollkommene Konzentration und das Versunkensein im Spiel, dessen nur ein Kind fähig ist. Gerade durch die Universalität seiner Porträts und Szenen gelingt es Acklin, Menschen in ihrer ganzen Würde und Integrität zu zeigen. Und das wiederum verriet einen zutiefst empathischen Menschen hinter der Kamera. In diesem Sinn kann der Satz von Oscar Wilde über das Malen auch für Emil Acklins «Miniaturen der Realität» gelten: «Every portrait that is painted with feeling is a portrait of the artist, not of the sitter». ■

1 Sontag, Susan. On Photography, S. 2, 1973.

2 Acklin, Emil. Wir lernen fotografieren! Kämpfer, 11. Juli 1936.

einleitung

Karin Beck

Redaktion **arché**

Zürich «von unten»

Im Sommer 2017 übernahm das Stadtarchiv Zürich den fotografischen Nachlass von Emil Acklin. Obwohl quantitativ eher bescheiden, sind die übernommenen Aufnahmen für das Archiv in verschiedener Hinsicht sehr wertvoll: Auf den ersten Blick zeichnen sich die rund 1500 Bilder – insbesondere Acklins Fotografien von Strassenszenen in Zürich – sowohl durch ihren künstlerischen wie ästhetischen Wert aus. Für die Übernahme seines Fotonachlasses war dies jedoch nicht das wichtigste Kriterium. Der eigentliche Wert von Acklins Fotografien besteht in ihrer Funktion als zeitgenössische historische Quellen. Sie liefern Einblicke in Zürichs soziale und politische Geschichte zwischen 1930 und 1950. Dabei war der politische Aspekt für Emil Acklin ein zentrales Anliegen: Er selbst war bereits in jungen Jahren als Kommunist aktiv, verlor deshalb seine Anstellung als Lehrer und arbeitete fortan unter anderem als «Arbeiterfotograf», wie er sich selbst nannte. Insofern sah er seine fotografische Arbeit als Teil des Klassenkampfes, den er nun mittels Kamera auf Zürichs Strassen um- und fortsetzen konnte. In den Fokus seiner fotografischen Dokumentation stellte Emil Acklin stets Menschen: Arbeiterinnen und Arbeiter, meist werktätig; aber auch bedürftig, am Rande ihrer Existenz. Doch nicht nur werktags und arbeitend lichtete er sie ab, sondern auch in ihrer Freizeit oder bei ihrer politischen Tätigkeit: Von 1932 bis 1948 fotografierte er





fast jedes Jahr den 1.-Mai-Umzug in Zürich und was sich in dessen Umfeld abspielte.

Emil Acklins Blick durch seine Leica zeigt Zürich «von unten». Auf den Strassen und Plätzen der Stadt begegnet man Menschen, die den damaligen öffentlichen Raum belebt haben. Ob sie nun arbeiten, sich ausruhen oder die Strasse als Spielplatz benutzen: Es handelt sich dabei um Menschen, die – zumindest als Individuen – keine grossen Spuren

in der Geschichte Zürichs hinterlassen. Sie haben ihr bescheidenes Leben gelebt. Acklins Fotografien ermöglichen den Betrachtenden jedoch einen Einblick in diesen schlichten damaligen Alltag auf Zürichs Strassen.

Mit der vorliegenden zweiten Ausgabe von **arché** möchte das Stadtarchiv die Aufnahmen Acklins einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich machen und den «Mikrokosmos» auf Zürichs Strassen und Plätzen zwischen 1930 und 1950 sichtbar werden lassen. **a**





Emil Acklin

Emil Acklin – Fotograf von Arbeit und Alltag

André Werner

Emil Acklin erlebte als Erwachsener die revolutionären Zehner-, die wilden Zwanziger- und die krisengeplagten Dreissigerjahre. Er war Lehrer und Kommunist, Offizier und Rebell, Sprachwissenschaftler und Arbeiterfotograf. In den Zürcher Arbeiterquartieren links der Sihl fand der Wahlzürcher als Fotograf seinen Platz in der Welt.

Die Fotografien, die Acklin hinterliess, sind ebenso Werke der Kunst wie Quellen zur sozialen und politischen Geschichte Zürichs. Sie liefern aber auch einen substanziellen Zugang zum Verständnis des Menschen Acklin. Schriftliche Überlieferungen zu seinem Leben und Wirken sind dünn gesät, insbesondere aus seiner Zeit als Fotograf.¹

Rebellion und Verluste

Emil Acklin kam am 27. Oktober 1889 in Ennetbaden im Kanton Aargau als Sohn von Emil und Lina Katharina Acklin-Jäger zur Welt. Sein Vater war Verwalter der Krankenanstalt Aarau, dem heutigen Kantonsspital. Acklin ging in Ennetbaden und Aarau zur Schule und studierte von 1909 bis 1913 Philologie, Französisch und Italienisch in Bern, Paris, Rom und Florenz. 1909 absolvierte er die Rekrutenschule. Er ging gern ins Militär, wollte wie sein Vater mindestens Hauptmann werden und trieb sein Universitätsstudium alternierend mit seiner militärischen Ausbildung voran. Schon 1911 führte er als Zugführer eine Kompanie durch die Rekrutenschule. Doch um 1912 veränderte sich die innere Welt des späteren Fotografen. In seinem Studienjahr 1913 in Rom scheint er sich von der Kirche

abgewandt zu haben. Zudem setzte er sich erstmals mit dem Widersinn des Krieges auseinander. Dies führte im Laufe der Zeit zur Abkehr vom Militär. Während des Ersten Weltkriegs, von 1914 bis 1917, leistete er dennoch insgesamt 542 Tage militärischen Aktivdienst, zuletzt als Oberleutnant. Dazwischen arbeitete er als Aushilfslehrer im Kanton Aargau, unter anderem an der Bezirksschule in Wohlen. 1914 verliebte er sich in Maria Jäger, eine Cousine mütterlicherseits, die in einem gutbürgerlichen Elternhaus in Basel aufgewachsen und ebenfalls in Herznach heimatberechtigt war. 1915 erwarb er das Bezirkslehrerpatent in seinem Heimatkanton. Sein sozial geprägtes Elternhaus hatte Emil Acklin zwar früh in Kontakt mit der sozialistischen Jugendarbeit² gebracht, doch erst jetzt und gemeinsam mit Maria fand er zu Pazifismus und Antimilitarismus und schliesslich zum Sozialismus. Im September 1917 heiratete er Maria Jäger in Zürich.³

In seiner Kindheit und Jugend mag Zürich für ihn, den Ennetbadener, die nahe grosse Stadt gewesen sein, die er mit den Eltern besuchte und in der er später den einen oder anderen Sonntag verbrachte. Noch während des Studiums war der



Gruppenbild mit Acklin (Mitte)

Ort, in welchem er den Grossteil seiner fotografischen Streifzüge unternehmen sollte, nicht sein Lebensmittelpunkt.

Ab 1917 sollte sich dies ändern. Im vierten Kriegsjahr waren in Zürich die Lebensmittel knapp geworden und die Wohnungsmieten massiv gestiegen. Der militärische Aktivdienst der Männer an der Grenze war mit Lohnausfall verbunden. Ärmere, lohnabhängige Familien gerieten in wirtschaftliche Not. Armut, Kriegsmüdigkeit und Unmut über Kriegsgewinnler in Industrie und Landwirtschaft bildeten in den Städten ein explosives Gemisch. Revolutionäre Hoffnung am Vorabend der russischen Oktoberrevolution heizte die Stimmung weiter auf.

Am 19. August 1917 – kurz bevor er nach Hause kommt, um zu heiraten – schreibt Emil Acklin aus seinem Militärdienst in Reconville: «Meine liebe Frau! Ich komme mir wirklich schon ganz verheiratet, fast als Familienvater vor, wenn ich dich so anrede, fast etwas filisterhaft. [...]»⁴ Anschließend gibt er ihr detaillierte Anweisungen, wie sie, ohne sich verdächtig zu machen, Fritz Brupbachers

militärkritisches Flugblatt «Aufruf des Gottfried Stutz an die Schweizer Armee»⁵ den richtigen Leuten zukommen lassen kann. Dann fährt er fort: «Weisst, ich bin recht froh jetzt, dass ich wieder ein paar Wochen von dem verdammten Dienst abschränken kann [...]»⁶ Im September 1917 erklärt Emil Acklin seinem Brigadekommandanten, dass er vom Fahneid entbunden werden möchte. Daraufhin wird er vom Aktivdienst als Zugführer an der Grenze abgezogen.⁷ Im «Spezialbericht zur Qualifikation von Oberlieutenant Acklin Emil» heisst es: «Acklin war früher ein guter Offizier. Heute huldigt er sozialistisch-antimilitaristischen Anschauungen und ist prinzipieller Gegner des Armeewesens.»⁸

Eine Gruppe um den Schreiner Jakob «Joggi» Herzog⁹ war an der Auslösung und am Verlauf der Unruhen in Zürich im November 1917 massgeblich beteiligt. Dieser revolutionäre Zirkel nannte sich nach der gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift «Forderung»¹⁰. Emil Acklin schloss sich der Gruppe an. Hier fanden er und Maria eine politische Denkrichtung, die ihrem Sinn für Gerechtigkeit entsprach: «Warum lassen sich die Leute so an der



Max Daetwyler, 1. Mai

Nase herumführen? Weil sie selber zu wenig denken. Also soll man sie denken lassen. Dazu muss man sich direkt an die Leute wenden, über die Köpfe der Führer hinweg. Und darum habe ich mich der neugegründeten «Forderung» sofort zur Verfügung gestellt [...]»¹¹ Neben Jakob Herzog gehörten Maria und Emil Acklin, Leonie Kascher und Toni Waibel zu den Gründungsmitgliedern. Weitere Mitglieder der vielleicht 25-köpfigen Gruppe waren Hans und Cilla Itchner sowie Friedrich Barthel. Waibel war wie Herzog Schreiner, Leonie Kascher Krankenpflegerin und Studentin, Itchner Schriftsetzer und Journalist, Barthel Fabrikarbeiter. Julius Heuberger druckte zusammen mit seiner Frau Rosa politische Flugblätter für die Forderungsleute und andere Auftraggeber aus der linken Szene, war an der politischen Arbeit aber nur am Rande beteiligt. Später machte er sich einen Namen als Drucker der

Dada-Bewegung.¹² Als frisch getrautes Ehepaar hatten die Acklins an der Hochstrasse 13 ein Zimmer in Untermiete bezogen¹³. An dieser Adresse besorgten Emil und Maria gemeinsam die Administration der «Forderung». Emil Acklin war zeitweise auch Redaktor der Zeitschrift. Die Forderungsleute bildeten eine politisch heterogene Gruppierung junger Revolutionäre¹⁴ und vertraten einen radikalen, dem Anarchismus zuneigenden, antiautoritären Kurs. Über Herzog hatten die Mitglieder Kontakt zu Lenin, der zwischen 1914 und 1917 im Schweizer Exil lebte.¹⁵ Den Forderungsleuten nahe stand der Zürcher Arbeiterarzt und Schriftsteller Fritz Brupbacher sowie, wenn auch in politisch und persönlich zwiespältiger Weise, Willi Münzenberg.¹⁶

Am 15. November 1917, nur Tage nach dem Ausbruch der russischen Oktoberrevolution, riefen in Zürich die Pazifisten Max Daetwyler und Max



Acklin am Steuer



Fahrt nach Genf
mit Otto Brunner

Rotter zur Blockierung zweier Munitionsfabriken¹⁷ auf. Die Forderungsleute unterstützten die Kundgebung, und Jakob Herzog reihte sich in die Gruppe der Redner ein.¹⁸ Der Zulauf aus der Arbeiterschaft war gross, die Demonstration weitete sich zu einem mehrtägigen Aufruhr aus. Barrikaden wurden gebaut und Strassenschlachten mit der Polizei ausgetragen. Leonie Kascher erinnert sich an eine

Episode vom 16. November: «Emil Acklin entriss einem Polizisten den Säbel und rannte davon, kam aber zu Fall. Den herbeigeeilten Polizisten, der den Säbel wieder an sich reißen wollte, traktierte Maria [Acklin] mit Fusstritten.»¹⁹ Aus grösserer räumlicher Distanz schildert Fritz Brupbacher die gleichen Vorfälle: «Auf Freitag den 16. November wurde unter Mithilfe von Pazifisten, Forderungsleuten und

Jungburschen zu einer weiteren Demonstrationsversammlung auf dem Helvetiaplatz eingeladen, die der Pazifist Daetwyler eröffnete. Kaum hatte er zu sprechen begonnen, als 40–60 Stadtpolizisten im Schnellschritt in die Menge hineinfuhren, alles beiseite und zu Boden warfen, was nicht vorher floh, sich auf Daetwyler warfen, ihn [...] fesselten und auch gleich Joggi Herzog mitnahmen, auf ihrem Beutezug versäbelnd, was sie grad trafen. Daraufhin geriet die tausendköpfige Menge in Wut und zog vor den Polizeiposten, in dem die Verhafteten sich befanden, wo sie mit den Säbeln der Polizisten von neuem Bekanntschaft machten.»²⁰ Emil Acklin beschreibt seine Gefühlslage bei diesen Ereignissen so: «Ich bin am Freitag/Samstag, 16./17. Nov. auf der Strasse. Die ganze Sache ist für mich etwas durchaus Neues: Eine grosse Menschenmenge fordert [die Freilassung von Leuten], die aus uneigennütigen Gründen sich über eine als ungerecht empfundene Verfügung hinweggesetzt hatten. Die Polizei schlägt auf diese Menge los, wie auf eine Herde Vieh. Ich habe das noch nie gesehen, aber ich fühle eine derartige Beschämung u. Zorn, dass mein sonst ruhiges Blut in Wallung gerät u. ich mich tätlich an einem Polizisten vergreife, indem ich ihm den Säbel entreisse [...]. Und wieder fühlte ich eine tiefe Beschämung als Militär aufmarschiert, bereit, mit Maschinengewehren ihre Mitmenschen, die ja keineswegs Verbrecher sind, niederzuschossen. [...] Ich fühlte das fast wie eine persönliche Schande, eine Schande an meinen Mitmenschen.»²¹

Seinen Höhepunkt erreichte der Aufruhr am 17. November. Nun waren Tausende auf den Strassen, und neben der Polizei wurde auch Militär eingesetzt.²² Maria Acklin ging auf die Soldaten zu und forderte sie auf, nicht auf die Menge zu schießen und die Waffen niederzulegen. Später, im Prozess, erwuchs ihr daraus der Vorwurf, sie habe sich mit ihrer Aufforderung an die Soldaten der Aufwiegelei zur Meuterei strafbar gemacht. Rosa Bloch²³, um die sich neben Maria Acklin ein weiteres Dutzend Frauen geschart hatte, suchte schliesslich das Gespräch mit dem Platzkommandanten Oberst Reiser

und bat ihn, die Truppen zurückzuziehen. Dies zeitigte offenbar Wirkung, denn die Soldaten demonstrieren kurz darauf ihre Maschinengewehre.²⁴ Am Abend des 19. Novembers suchte Leonhard Ragaz Emil und Maria Acklin in ihrem Zimmer auf, um sie für seine Initiative einer friedlichen Beilegung der Rebellion zu bewegen. Da Emil eine Verabredung wahrnehmen musste, fand das Gespräch hauptsächlich zwischen Maria und Leonhard Ragaz statt. Dieser wird später auf Wunsch des Verteidigers von Maria Acklin bezeugen, dass «er damals die vorgekommenen Gewaltakte verurteilt habe und dass Frau Acklin diese Ansicht vollständig geteilt hat»²⁵.

Zwei Demonstranten, ein Polizist und eine unbeteiligte Frau starben durch Schüsse. Dutzende wurden verletzt, teilweise schwer. Alle vier Todesfälle ereigneten sich am 17. November, dem dritten und letzten Tag des Aufbruchs. Der Historiker Sean McMeekin konstatiert: «The scale of the 17 November rioting was a shock to Swiss political sensibilities. This was Zurich, after all, the cosmopolitan center of German Swiss culture, a city so easy-going and tolerant it had become the exile capital of Europe.»²⁶

Mit der Niederschlagung des Aufstandes wurden dessen Urheber verhaftet und angeklagt.²⁷ Max Daetwyler, der 1914 als Soldat auf dem Kasernenplatz aus Protest gegen den Krieg den Fahneneid verweigert hatte, wurde in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen. Emil Acklin und andere Mitglieder der Gruppe «Forderung» klagte man nicht primär wegen der aktiven Teilnahme an den Demonstrationen an, sondern wegen eines Flugblatts, das sie am 18. November hergestellt und am nächsten Tag an Soldaten abgegeben hatten. Darin hiess es:

«Soldaten, tötet uns nicht! Denkt daran, dass ihr unsere Brüder seid, wenn man euch befiehlt, auf uns zu schießen. Seid tapfer und verweigert den Brudermord! Lieber ins Gefängnis als Arbeiterblut vergiessen!»²⁸ Damit erfüllten die Verfasser des Flugblatts den Tatbestand der Aufwiegelei zum Aufruhr bzw. zur Meuterei. Maria Acklin

wurde zu fünf Monaten Haft verurteilt. Strafverschärfend wirkte sich vermutlich ihre Beteiligung beim Versenden von Schriften nach Deutschland aus, die dort zur Revolution aufriefen.²⁹

Das Ereignis, das Zürich erschütterte, schrieb auch Emil Acklins Lebensperspektiven um. Innert wenigen Monaten hatte er geheiratet, seinen Rückzug aus der Armee eingeleitet und sich einer revolutionären Gruppe angeschlossen. Nun sass er in Haft und sah seiner Verurteilung entgegen. Als Oberleutnant im Aktivdienst erhielt er schliesslich vor Territorialgericht sieben Monate Gefängnishaft für «den Versuch der Meuterei im Komplott»³⁰. Er wurde militärisch degradiert, und die Aargauer Kantonsregierung entzog ihm in der Folge – trotz eines guten Arbeitszeugnisses der Bezirksschule Wohlen – sein Lehrpatent. Seines Berufs als Bezirksschullehrer entledigt, verdiente er sein Geld fortan als Privatlehrer für Sprachen, als Korrektor, als Fotograf und als Akkordeonlehrer. Oskar, Emils sechs Jahre jüngerer Bruder, war um 1920 an dessen Seite politisch tätig, trat aber weniger in den Vordergrund. Er studierte an der ETH Lebensmittelchemie und versah seine Dissertation mit der Widmung «Meinem Bruder in treuer Kameradschaft»³¹. Oskar Acklin korrespondierte ebenso wie Emil mit dem im Vorfeld des Generalstreiks erneut inhaftierten Jakob Herzog.³² Die Schreiben der Brüder Acklin an Herzog wurden meist von einem «Fresspaket» und von Büchern begleitet. Vater Emil Acklin senior verlor aufgrund der Verurteilung des Sohnes seine Stelle als Verwalter der Krankenanstalt Aarau. Er wechselte in eine privatwirtschaftliche Anstellung in Dietikon und sass dort von 1926 bis 1930 als Sozialdemokrat im Gemeinderat.³³ Nach



Acklin am Akkordeon

dem Tod seiner Ehefrau Katharina verbrachte er die letzten Lebensjahre bei Sohn Oskar in Zürich-Wollishofen.³⁴

Bereits 1918 liessen sich Emil und Maria Acklin scheiden. Die Ehe hatte in den politischen und persönlichen Turbulenzen des Winters 1917/18 Schaden genommen.³⁵ Die Beziehung scheint aber eine Fortsetzung gefunden zu haben, die tragisch endete. Auf der Registerkarte der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich von Emil und Maria Acklin ist im Sommer 1921 die Geburt des wohl gemeinsamen Sohnes Rolf eingetragen, der nach

fünf Lebenstagen starb. Im Januar darauf verstarb auch Maria Acklin.³⁶

Arbeiterfotograf im Zürcher Arbeiterfotobund

In den Zwanzigerjahren verlieren sich Emil Acklins Spuren. Er wechselte in dieser Zeit mehrfach den Wohnsitz innerhalb der Stadt Zürich, meist wohnte er zur Untermiete.³⁷ Überliefert ist, dass er zusammen mit Alfred Hümbelin und Ferdinand Böhny sozialistische Kinder- und Jugendgruppen leitete.³⁸ 1926 ging er mit Klara Gruner aus dem österreichischen Bregenz eine zweite Ehe ein.³⁹ Ab 1927 wirkte er beim Aufbau der Zürcher Arbeiterschutzwahl mit.⁴⁰ Dabei unterstützte er als Instruktor Jakob Herzog, den Weggefährten aus alten Tagen, der mit dieser Aufgabe betraut worden war.

Gegen Ende des Jahrzehnts trat Emil Acklin schliesslich als Fotograf in Erscheinung.⁴¹ 1929 gründete er, inzwischen vierzig, zusammen mit Wilhelm Willi⁴² den Zürcher Arbeiterfotobund.⁴³ Geistiger Pate war der scharfsinnige linke Organisator und Medienmann Willi Münzenberg, der zwischen 1910 und 1918 in der Schweiz und zeitweise in



Acklin und Wilhelm Willi im Zug

Zürich wirkte. Münzenberg, der wegen seiner Teilnahme an den Novemberunruhen aus der Schweiz ausgewiesen worden war, baute in den Zwanzigerjahren in Berlin die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung (AIZ) auf und war deren Chefredaktor. 1926 schrieb er darin einen Fotografie-Wettbewerb aus, um an Bildmaterial zu gelangen, das der Berichterstattung der Arbeiterzeitung entsprach. Man hatte erkannt, dass die Fotografie ein nützliches Propagandamittel im Klassenkampf sein konnte. Eines auch, das die «Bourgeoisie» schon seit einem halben Jahrhundert für ihre Zwecke wirkungsvoll einsetzte.⁴⁴ Dieser Einschätzung schloss sich der Zürcher Arbeiterfotobund an. Wilhelm Willi, Schlosser bei den Verkehrsbetrieben der Stadt Zürich, war der erste Präsident, Emil Acklin wirkte zunächst als Ausbilder und Mentor der Arbeiterfotografen. Später war Acklin Präsident und Willi Aktuar.⁴⁵ Der bodenständige Willi und der intellektuelle Acklin prägten den Arbeiterfotobund von 1929 bis in die Fünfzigerjahre.⁴⁶

Die Dreissigerjahre begannen für Emil Acklin mit weiteren herben Verlusten. 1931 verunglückte sein Freund und Weggenosse Jakob Herzog mit

dem Fahrrad auf dem Weg zur Arbeit tödlich. Und 1932 verstarb mit nur 43 Jahren auch seine zweite Ehefrau Klara.⁴⁷ Mit ihr hatte Acklin an der Kasernenstrasse 17 gelebt, im gleichen Haus, in dem Fritz Brupbacher und dessen Ehefrau Paula Brupbacher-Raygrodski ihre Arztpraxis führten.

In den zehn Jahren nach Gründung des Arbeiterfotobundes entstanden die meisten Fotografien in Emil Acklins Nachlass. Parallel dazu entwickelte sich in Zürich eine Fotografiebewegung, die weit ins europäische Umland und bis nach Übersee ausstrahlen sollte. Seit 1929 war Arnold Kübler Chefredaktor der «Zürcher Illustrierten» (ZI). Die wöchentlich erscheinende ZI war die erste Schweizer Zeitschrift, die in jeder Nummer engagierte Fotoreportagen veröffentlichte. Zur selben Zeit etablierte Hans Finsler an der Zürcher Kunstgewerbeschule eine Fotoklasse, aus der in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche Grössen der Fotografengilde hervorgehen sollten.⁴⁸ Wie stark Emil Acklin in die Zürcher Fotografenszene integriert war, lässt sich nicht eruieren. Einige ihrer Exponenten muss er gekannt haben. So nahmen Jakob Tuggener, Hans Staub, Emil Schulthess und Werner Bischof





Magda Acklin

manchmal an den abendlichen Fotokursen und Veranstaltungen des Arbeiterfotobundes teil oder hielten dort Vorträge.⁴⁹ Die Ausstellung des Fotobundes im Jahr 1936 fand unter dem Patronat Finslers in der Kunstgewerbeschule statt.⁵⁰ Bilder von Acklin wurden in der «Zürcher Illustrierten» sporadisch neben jenen von Paul Senn, Hans Staub oder Gotthard Schuh veröffentlicht. Selbst mit Robert Frank könnten sich Acklins Wege gekreuzt haben. Mit Sicherheit kannte er den Berufsfotografen Hermann Segesser, über dessen Foto- und Retuschenstudio der Arbeiterfotobund Papier und Chemikalien zu Engrospreisen beziehen konnte. Und Segesser war es, der den jungen Robert Frank ab 1941 ins Fotohandwerk einführte.⁵¹

Vor allem in den kommunistischen Zeitungen «Kämpfer» und «Freiheit» sowie in der «Zürcher Illustrierten» veröffentlichte Emil Acklin Fotografien, oft mit unmittelbar politischem Inhalt. 1932 wurde er von Arnold Kübler eingeladen, einen Bildbeitrag in der «Zürcher Illustrierten» zu platzieren, der unter der Überschrift «So im Vorübergehen. Strasseneindrücke eines Nachdenklichen» ein gutes Dutzend

seiner Aufnahmen versammelte.⁵² Zudem wurden Fotografien von ihm in den deutschen Zeitschriften «Der Arbeiter-Fotograf» und «Arbeiter-Illustrierten-Zeitung» (AIZ) abgedruckt.⁵³

Eine stattliche Zahl von Acklins Strassenszenen liesse sich ohne weiteres in eine Galerie vortrefflicher Werke der Strassenfotografie einreihen. Im Gegensatz zu anderen Strassenfotografen suchte Acklin im öffentlichen Raum aber nicht primär den ungewöhnlichen Bildausschnitt – auch wenn er diesen manchmal fand –, sondern sah als Endzweck seiner Fotografie die bildliche Darstellung des arbeitenden Menschen: «Wir nennen uns «Arbeiterfotografen». Warum? Weil wir Arbeiter sind, uns zur Arbeiterklasse zählen, zum Proletariat, und zwar zum klassenbewussten Teil desselben, der sich zum Sozialismus bekennt. Das heisst, dass wir nicht einfach bürgerliche Amateurfotoclubs nachahmen und fotografieren, nur um des Fotografierens willen, um eine Anzahl mehr oder weniger «schöne» Bilder in der Mappe zu haben [...]. Endzweck unseres Arbeitens soll die Darstellung des arbeitenden Menschen sein, das Leben unserer Klasse in ihren Nöten und Kämpfen.»⁵⁴ So umschreibt Emil Acklin 1936 im Rahmen einer 26-teiligen Einführung in die Kunst des Fotografierens, welche vom 7. März bis zum 25. Juli 1936 in der kommunistischen Zeitung «Der Kämpfer» erscheint, die Ausrichtung des Zürcher Arbeiterfotobundes.

Im selben Jahr geht Acklin seine dritte Ehe ein, und zwar mit Magda Petersen, die ein Jahr jünger und ebenfalls verwitwet ist. Mit ihr lebt Emil Acklin bis zu seinem Tod an der Badenerstrasse 286 in Zürich-Aussersihl.⁵⁵

Emil Acklin versteht seine Fotografie als Bestandteil des Klassenkampfs. Man würde der Person Acklins nicht gerecht, spräche man ihm diese Grundhaltung ab. Die Rollen der Akteurinnen und Akteure in seinen Fotografien sind oft mit hart arbeitenden Menschen besetzt. Daneben finden sich aber unter seinen Strassenszenen zahlreiche Bilder, denen man allenfalls eine implizite Aussage zur Lage der Arbeiterschaft zuschreiben kann, die aber vor allem eines sind: gute Fotografie. Der



Polizist kontrolliert Strassenhändler

Arbeiterfotobund führt jährlich eine Ausstellung mit Fotos seiner Mitglieder durch. Das zentrale Anliegen des Fotobundes, «Bilddokumente zu schaffen aus dem Leben der arbeitenden Klasse»⁵⁶, relativiert Acklin hinsichtlich der Auswahl der Bilder für die Ausstellung so: «Das einfachste Motiv ist recht und willkommen, wenn es eine Bedingung erfüllt: Es muss in Form oder Inhalt dem Beschauer oder vielmehr allen Beschauern etwas bieten. [...] Einer fotografiert gerne Blumen und will ein solches Bild an die Ausstellung bringen. Sagen wir, einen schönen Blütenzweig, wie er im Frühling sicher jeden Menschen erfreut. Wenn es dem Fotografen gelingt, das Wesentliche dieses Blütenzweiges [...] in seinem Bilde festzuhalten, dann ist ihm das Bild gelungen. Also etwa das leuchtende Weiss und die zierliche Form der Kirschblüte. [...] Ein anderer, der es mehr auf Menschen abgesehen hat und der vielleicht sogar etwas mitleidig auf die «Blümliknipser» herabschaut, bringt einen «Proletarierkopf» auf die Ausstellung. Aber wir sehen vielleicht

nichts anderes als ein mehr oder weniger gelungenes Bild, das den Arbeiter Meier oder Müller darstellt, [...] wobei es aber der Fotograf nicht verstanden hat, das Charakteristische herauszubringen, das [...] für die ganze Klasse Geltung hat, der er angehört. Das Bild ist weiter nichts als ein «Gelegenheitsbild», das für den Meier oder Müller eventuell als Passfoto dienen könnte, aber als Ausstellungsbild [...] kommt es nicht in Frage.»⁵⁷

Den Fotokurs im «Kämpfer» eröffnet Acklin mit einer ebenso unpolitischen wie schönen Winterlandschaft vom Stoos. In den 26 Folgen werden vor allem praktische und technische Fragen zur Fotografie behandelt, beginnend mit der Wahl des passenden Fotoapparates.⁵⁸ Ich-Erzähler ist ein Foto-Anfänger, der soeben seine erste Kamera erstanden hat und in den Arbeiterfotobund eingetreten ist. Acklin bettet die Einführung in eine Rahmenhandlung, die er mit dem fotografierenden Kollegen Meier, dem vor einem Leninbild posierenden Grossvater, dem wissbegierigen Neffen Karli



Strassenwischer am Alpenquai



Schiessstand am Knabenschiessen

und anderen Rollen ausstattet. Die Figuren führen die Leserschaft von der Aufnahme des ersten Fotos bis hin zu detaillierten Anleitungen für das Entwickeln, Kopieren und Vergrössern. Abschliessend wird, gespickt mit dem einen oder anderen sarkastischen Seitenhieb gegen bürgerliche Fotoclubs, die Frage «Was fotografieren wir?» erörtert. Die Anleitung ist mit didaktischem Geschick geschrieben und auch aus fotografischen Gesichtspunkten noch immer lesenswert. Der Inhalt beruht auf Acklins Tätigkeit als Ausbilder in den abendlichen Kursen des Arbeiterfotobundes. Dort soll er als Kursleiter ein guter Lehrer und ein strenger Kritiker gewesen sein.⁵⁹ Oscar Burkhard, um das Jahr 1990 Präsident des Arbeiterfotobundes, stellt rückblickend fest: «Emil Acklin war einer derjenigen, der seinen eigenen Stil und seine eigene Handschrift entwickelt hatte. Wenn Fotos von verschiedenen Mitgliedern [des Arbeiterfotobundes] auf dem Tisch lagen, konnte man mit Sicherheit sagen: Das ist ein Acklin.»⁶⁰

Strassenfotografie, Werktätige und der 1. Mai

Einen grossen Teil seiner Strassenszenen nahm Acklin in einem recht engen geografischen Raum auf, in Aussersihl und im angrenzenden Sihlfeld, in der Altstadt, am Seeufer nahe des Bellevueplatzes und, immer wieder, am Sihlufer. Seine fotografischen Streifzüge trugen ihn kaum über die innere Stadt hinaus, und die blaue Limmat, den präsentablen Ausfluss des Zürichsees, überquerte er für fotografische Zwecke nur selten. Der Fluss des Fotografen Acklin war die Sihl, welche, oft lehmbräun, die Arbeiterquartiere von der Innenstadt trennt. Am Sihlufer, beim Giesshübel oder an der Platzspitzpromenade ging er mit seiner Leica spazieren, dort entstanden auch stille, melancholische Bilder.

Rosinen in Acklins Strassenfotografie sind die Vorläufer der Velokuriere oder die Zürcher Ordnungshüter mit und ohne Bussenzettel. Letztere waren für ihn wohl mit Ambivalenz behaftet, denn als Kommunist machte er mit der Polizei nicht nur gute Erfahrungen. Heute entlocken uns diese Bilder ein Schmunzeln, und dasselbe gilt für die Sorglosigkeit, mit der Arbeiter damals das Fahrrad als Transportmittel für Schwergut benutzten. Die pädagogische Ader des Lehrers und Arbeiterfotografen Acklin drückt sich vielleicht aus in seinen Porträts von Werkträgern beim Zeitunglesen. Und sein Wissen um die verheerende Wirkung des Alkohols in manchen Arbeiterfamilien mag ihn bewogen haben, bei Fotografien der Geselligkeit die Süsstoffflasche prominent ins Bild zu rücken.

Einige seiner besten Fotos zeigen Bauarbeiter in kraftvoller Aktion. Abbildungen fertiggestellter Architektur finden sich in Acklins Werk kaum, doch Baustellen müssen ihn fasziniert haben. Die Bilder der Arbeitenden auf der Strasse und in ihren Werkstätten wirken nicht gestellt, auch wenn sich die Fotografierten der Anwesenheit des Fotografen in der Regel bewusst sein mussten. Einige dieser «Arbeitsbilder» haben bei aller fotografischen Qualität einen dokumentarischen Einschlag. Das mag daran liegen, dass Acklin Fotografien als Beispielbilder für die Städtische Berufsberatung



Brunnen an der Rämistrasse



anfertiigte.⁶¹ Dabei dürfte es sich um eine Initiative von Ferdinand Böhny gehandelt haben, der ab 1929 Berater in der Berufsberatung der Stadt Zürich und von 1937 bis 1960 deren Leiter war. Böhny und Acklin kannten sich von der gemeinsam ausgeführten Jugendarbeit in der sozialistischen Jugendbewegung.

Arbeiterinnen und Arbeiter fotografierte Emil Acklin auch am 1. Mai, ihrem Kampf- und Feiertag.⁶² Meist platzierte er sich für den Umzug auf erhöhtem Standort, oft bei der Sihlbrücke, und fotografierte in dichter Folge. Einige Umzüge lichtete er Reihe um Reihe, Transparent um Transparent ab. Trotz der einen oder anderen fotografischen Perle fungiert Acklin hier vor allem als Bildchronist. Die zahlreichen Reaktionen der Fotografierten lassen vermuten, dass sie ihren Spass daran hatten, im Umzug abgelichtet zu werden. Manche mögen den Fotografen auch persönlich gekannt haben.

Einkehr und Alter

Emil Acklins Gefängnisstrafe für die Teilnahme an den Zürcher Novemberunruhen endet im Juni 1918. Am 7. Februar 1919 schreibt er an den noch immer im Gefängnis Uster einsitzenden Jakob Herzog: «Ich bin also seit Anfang November 1918 wieder in Zürich und verdiene mein Brot mit Sprachunterricht und Schreibmaschinenaarbeiten. Ich habe oft sehr viel zu tun (nicht nur einen 8-stündigen, sondern 10–14-stündigen Arbeitstag) [...]. Das Ganze reicht gerade aus, um durch den Winter durchzukommen [...]»⁶³ Auf einen Brief Herzogs, in dem dieser Acklin ersucht, eine Kritik an die Leitung der kommunistischen Partei weiterzugeben, antwortet Emil Acklin: «Die ganze Misere rührt nach meiner Meinung von den gleichen menschlichen Schwächen her, an der [sic!] auch die [kommunistische] Bewegung in den anderen Ländern litt oder noch leidet: an der Unfähigkeit und Unreife, und vor allem an der grossen Selbstsucht und Ehrgeizeleien der sogenannten «Führer». Und dass die Masse «reif» wäre zum Kommunismus, das muss wohl einfach bestritten werden [...]. Ich habe überhaupt in letzter Zeit alles nur mehr oder weniger aus der Ferne

verfolgt, da ich mich in solchen Angelegenheiten nicht wohl fühle (denn ich bin kein «Politiker») und da ich nun in erster Linie zu krampfen hatte, um mir eine Existenz aufzubauen.»⁶⁴

Acklin setzte die Absicht, zu «krampfen» und sich zu einer neuen Existenz zu verhelfen, ab 1918 speditiv um. Schon Monate nach seiner Haftentlassung hatte er sich ein grosses, wenn auch nicht allzu lukratives Arbeitspensum mit Schreibmaschinenaarbeiten und als Privatlehrer verschafft. Später kam Arbeit als Korrektor für Lehrbücher und als Akkordeonlehrer⁶⁵ dazu. Es gelang ihm, sich eine hinreichende Erwerbsslage zu schaffen, insbesondere mit der Arbeit als Sprachlehrer. Diese kam gemäss Alfred Hümbelin, dem befreundeten Sekundarlehrer in den Vierteln Aussersihl und Industrie, jahrzehntelang der dortigen Bevölkerung zugute. Neben seiner Rolle als Leitfigur im Arbeiterfotobund war Acklin Präsident des Zürcher Arbeiterschachclubs sowie Gründer eines Akkordeonclubs.⁶⁶

Bei den Zürcher Novemberunruhen hatte sich Emil Acklin dem Hitzkopf Jakob «Joggi» Herzog angeschlossen, der seine Haut stets an vorderster Front für die gute Sache riskierte. Längerfristig scheint ihn jedoch der persönliche Widersacher Herzogs in Zürcher Tagen, Willi Münzenberg⁶⁷, tiefer beeinflusst zu haben. Dieser war (mit Lenin) der Meinung, dass die Erringung des Sozialismus in der friedfertigen Schweiz Jahre unablässiger Schulung und Propaganda benötigen würde. Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis skizzierte Münzenberg die vier hauptsächlichen Ziele, die er mit seiner sozialistischen Jugendarbeit in der Schweiz angestrebt hatte: generelle Bildungsarbeit in der Arbeiterschaft zu leisten, Arbeiterinnen und Arbeiter mit Kunst und Literatur in Berührung zu bringen, die Übel des Trinkens und des Rauchens – welche Werktätige von ihrer politischen Arbeit ablenkten – zu bekämpfen sowie sich für den Eintritt der Arbeiterjugend in jungsozialistische Organisationen zu engagieren.⁶⁸ Dieses Programm setzte Emil Acklin, wie wir gesehen haben, im Laufe seines Lebens gleichsam Punkt für Punkt in entsprechende Aktivitäten um.

Aus den Jahren nach 1950 gibt es nur noch wenige Fotografien. Oscar Burkhard erinnert sich: «Als ich [1958 im Arbeiterfotobund] hinzukam, war [Acklin] schon weit über sechzig. Seine Aktivitäten gingen sukzessive zurück. Später habe ich seine Leicas übernommen.»⁶⁹ Mitte der Siebzigerjahre überantwortete Emil Acklin seine Fotografien einem langjährigen Freund, Ernst «Johnny» Linggi, Inhaber eines Buchantiquariats mit politischem Schrifttum in Zürich-Aussersihl. Mit dem ehemaligen Spanienkämpfer Johnny Linggi teilte Acklin das Problem, nur mühsam eine Anstellung zu finden. Beide mussten sich aufgrund ihres politischen Engagements beruflich neu orientieren, und beide wählten sie die Selbständigkeit.

Im Juli 1958 beantragte der 68-jährige Acklin beim Militärkassationsgericht, seinen Eintrag im Strafregister wegen «Versuchs der Meuterei im Komplott» zu löschen: «Da ich den Rest meines Lebens gerne noch ohne diesen «Flecken» auf meinem Leumund verbringen würde [...]». Nach eingehender Prüfung wurde dem Antrag entsprochen.⁷⁰ Am 2. Mai 1976 starb Emil Acklin im Alter von 86 Jahren. Es scheint fast, als hätte er eine letzte Maifeier abgewartet.⁷¹ **a**

- 1 Acklins Mitwirkung an politischen Ereignissen im Zürich des frühen 20. Jahrhunderts fand Niederschlag in einigen Quellen aus der Zeit und in deren geschichtlicher Aufarbeitung. Die folgenden Quellen und Publikationen enthalten biografische Informationen zu Emil Acklin:
 - Dossier Acklin Emil 1889, Acklin Marie 1890, Heuberger Julius 1888, Barthel Friedrich 1879, Kascher Leonie 1890, Itchner Hans 1887, Meuterei, 1917–1918 Schweizerisches Bundesarchiv, Bern, E5330-01#1000/894#7402*
 - Dossier Frage betr. Ausschluss von Oblt Emil Acklin, Aarau, aus der Armee wegen sozialistisch-antimilitaristischen Anschauungen. Schweizerisches Bundesarchiv, Bern, E27#1000/721#4713*
 - Dossier Herzog Jakob 1892, Heuberger Julius 1888, Heuberger Rosa 1889, Volk Bertha 1900, Müller Walter 1899, Loritz Fritz 1888, Bertschi Jakob 1895, Meuterei und Gehilfenschaft bei Meuterei, 1918–1922, Schweizerisches Bundesarchiv, Bern E5330-01#1000/894#9284*
 - Acklin, Emil. «Versuch einer Darstellung der Entwicklung meiner Weltanschauung, speziell meiner Ansichten über Militär und Politik seit meinem 20. Lebensjahr». Text von Emil Acklin zuhanden der Prozessakten. 14. Dez. 1917, in: Dossier Emi Acklin, Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
 - Acklin, Maria. «Curriculum Vitae von Frau Marja Acklin». Von ihr aufgezeichnet im Bezirksgefängnis Zürich im Januar 1918 zuhanden der Prozessakten, in: Dossier Acklin Emil, Schweiz. Bundesarchiv
 - Jost, Hans Ulrich. Linksradikalismus in der Schweiz. Stämpfli, Bern 1973: S. 145.
 - SIKART. Lexikon zur Kunst in der Schweiz, www.sikart.ch (abgerufen am 12. 7. 2018).
 - Historisches Lexikon der Schweiz www.hls-dhs-dss.ch (abgerufen am 12. 7. 2018).
 - Fotostiftung der Schweiz, www.fotostiftung.ch (abgerufen am 12.7.2018).
 - Arbeiterfotografie Heft 71/72, Engagierte Fotografie in der Schweiz. Vorstand des Verbandes Arbeiterfotografie e.V in Zusammenarbeit mit Roland Gretler, Düsseldorf 1992.
 - Magma, Zürich 1987.
 - Zollinger, Marc. Wir sind das Auge unserer Klasse. Arbeiterfotografie und

- Arbeiterfotografenbund Zürich.
Lizentiatsarbeit an der Universität
Zürich 1993.
- Wir lernen fotografieren! Arbeiterfotobund/
Emil Acklin, in: Kämpfer. Organ der
Kommunistischen Partei Schweiz für Kanton
Zürich, Ost- u. Innenschweiz, Zürich 1,
Neumarkt 5: in 26 Folgen vom 7.3.1936 bis
25.7.1936.
- Nachlass Jakob Herzog. Acht Briefe
von Emil Acklin an den im Gefängnis
Uster einsitzenden Jakob Herzog, in:
Nachlass Jakob Herzog. 1892–1931.
Kommunistischer Politiker. Studienbibliothek
zur Geschichte der ArbeiterInnenbewegung.
Zentralbibliothek, SGA Ar.02.
- Zwei Antwortbriefe an Acklin von Herzog
handschriftlich in sein Gefängnistagebuch
kopiert, ebenda: Mapped Tagebuch
J. Herzog.
- Hümbelin, Alfred. Damals wie heute.
Emil Acklin, ein treuer Kämpfer für die
Sache der Arbeiter, in: Vorwärts, Zürich.
23. September 1976.
- Boillat, Valérie et al. (Hg.): Vom Wert
der Arbeit. Schweizer Gewerkschaften
– Geschichte und Geschichten.
Rotpunktverlag, Zürich 2006.
- 2 Hümbelin 1976.
- 3 Acklin, Emil. «Versuch einer Darstellung
der Entwicklung meiner Weltanschauung,
speziell meiner Ansichten über Militär
und Politik seit meinem 20. Lebensjahr».
Im Gefängnis verfasster Text von Emil Acklin
(zuhanden der Prozessakten), sowie:
Acklin, Maria. «Curriculum Vitae von
Frau Marja Acklin». Von ihr aufgezeichnet
im Bezirksgefängnis Zürich im Januar 1918
(zuhanden der Prozessakten). Beides in:
Dossier Acklin Emil. Schweizerisches
Bundesarchiv, Bern.
- 4 Sowohl die Texte von Emil wie von
Maria Acklin sind von ihrer Wortfülle her
reichhaltig und stilistisch einwandfrei
formuliert. Beide verfügten zudem über
eine schöne Handschrift.
- 5 «Aufruf des Gottfried Stutz an die Schweizer
Armee». Acklin findet dieses Flugblatt
allerdings nicht besonders gelungen, aber
wenigstens besser als gar nichts. Später
schreibt er in der «Forderung» eine Replik
dazu: «Jakob Siegrist kontra Gottfried
Stutz». Acklin, Emil. Versuch, in: Dossier
Emil Acklin, Schweiz. Bundesarchiv.
- 6 Brief von Acklin an Maria, 19. August 1917,
bevor er für die Hochzeit nach Zürich
kommt und mit ihr ein Zimmer in
Untermiete bezieht, in: Dossier Acklin Emil.
Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
- 7 Brief von Acklins militärischem
Vorgesetzten an das Kommando des
Infanterie-Regiments 24, 24.9.1917,
in: Dossier betr. Ausschluss von Oblt
Emil Acklin. Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
- 8 Dossier betr. Ausschluss von
Oblt Emil Acklin. 22.9.1917.
Schweiz. Bundesarchiv Bern.
- 9 Brupbacher, Fritz (1874–1945). Zürich
während Krieg und Landesstreik. Broschüre
1928: S. 39–42, Kap. 17 «Die um Herzog»;
sowie Nachlass Jakob Herzog.
- 10 Die Forderung. Organ für sozialistische
Endzielpolitik. Vgl. auch Schweizerisches
Bundesblatt mit schweizerischer
Gesetzessammlung, 70. Jg.,
Bern, 29.5.1918.
- 11 Acklin, Emil. Versuch, in: Dossier Acklin
Emil. Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
- 12 Toni Waibel (1889–1969) wurde 1919
nach Deutschland ausgewiesen. Nach
1933 verbrachte er zwölf Jahre in
Gefängnishaft, zuletzt im KZ Buchenwald.
Bis zu seinem Tod lebte er in Ostberlin.
Im Briefwechsel zwischen Acklin und
Herzog wird Waibel als gemeinsamer
Freund mehrfach erwähnt. Leonie Kascher
(1890–1956) war mit Herzog befreundet.
Sie stammte aus Polen, hatte an der Front
als Krankenpflegerin gearbeitet und war
verwundet worden. 1918 wurde sie aus der
Schweiz ausgewiesen. Friedrich Barthel
(1879–1942) war 1902 aus der deutschen
Armee desertiert und arbeitete in Zug.
Hans Itzschner (1887–1962) floh nach den
Novemberunruhen 1917 nach Spanien
und später nach Russland. Cilla Itzschner
(1887–1957) stammte aus Galizien in der
heutigen Ukraine. Sie lebte bis zu ihrem
Tod in der Schweiz (vgl. auch: Siegbert
Wolf und Werner Portmann. Ja, ich
kämpfte. Biographien radikaler Jüdinnen
und Juden. Münster: Unrast Verlag, 2006:
S. 195–248). Die Druckerei von Julius
Heuberger (1888–1965) befand sich an
der Weinbergstrasse 25. Rosa Heuberger
(1889–?) wurde 1918 mit ihrem Ehemann
für das Drucken eines dem Jahrestag
der Zürcher Novemberkrawalle gewidmeten
Flugblatts verurteilt.
- 13 Die Hochstrasse 13 ist die erste Adresse

- Emil Acklins in Zürich und wird dann zur Redaktionsadresse der Zeitschrift «Forderung».
- 14 Kühnis, Nino. Anarchisten. 1885–1914. Dissertation, Universität Zürich, 2012.
- 15 Von Februar 1916 bis April 1917 wohnte Lenin in Zürich.
- 16 McMeekin, Sean. The Red Millionaire. A Political Biography of Willi Münzenberg, Moscow's Secret Propaganda Tsar in the West. Yale University Press 2003: S. 51–54.
- 17 Scholer & Co. an der Zentralstrasse sowie Bamberger, Leroi & Co. am Stauffacherquai
- 18 Brupbacher 1928: S. 42.
- 19 Die Geschichte in die eigenen Hände nehmen. Leonie Kascher/Lenin und der Krieg. 100 Jahre Zimmerwalder Konferenz 1915–2015. Aufbau, Zürich 2015. Leonie Kascher bekam selbst einige heftige Schläge von Polizistensäbeln ab (Aussage Kascher 15.1.18, in: Dossier Emil Acklin, Schweiz, Bundesarchiv, Bern).
- 20 Brupbacher 1928: S. 43.
- 21 Acklin, Emil. Versuch, in: Dossier Acklin Emil. Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
- 22 Am 18. November wurde die Sorge für die öffentliche Sicherheit in Zürich dem Militär übergeben.
- 23 Rosa Bloch (1880–1922) war die einzige Frau, die ein Jahr später im Generalstreik dem Oltener Komitee angehörte.
- 24 «Curriculum Vitae von Frau Marja Acklin» in: Dossier Acklin Emil, Schweiz. Bundesarchiv, Bern
- 25 Hauptmann Haegi, Adjutant F.Art.R.10, 14.1.1918 in: Dossier Acklin Emil. Schweiz. Bundesarchiv, Bern. Leonhard Ragaz (1868–1945) war Pfarrer, Antimilitarist und Sozialdemokrat. Er solidarisierte sich im Generalstreik mit der Arbeiterschaft.
- 26 McMeekin 2003: S. 59.
- 27 Dossier Acklin Emil sowie Dossier Frage betr. Ausschluss sowie Dossier Herzog Jakob. Schweiz. Bundesarchiv.
- 28 Dossier Acklin Emil, Schweiz. Bundesarchiv. Die Idee, dieses Flugblatt zu verfassen, wurde bei einem Treffen in einer Privatwohnung am 18.11.17 gefasst, an dem neben den Eheleuten Acklin, Itchner und Kascher u.a. auch Willi Münzenberg teilnahm. Verfasst wurde es von Hans Itchner. Emil Acklin lektorierte den ersten Abzug, Maria Acklin, Leonie Kascher und andere verteilten es. Gedruckt wurde es von Julius und Rosa Heuberger.
- 29 Die Gruppe «Forderung» strebte nach Einschätzung des Ersten Staatsanwalts nicht nur den revolutionären Umbruch in der Schweiz an, sondern unterstützte auch die Spedition von zur Revolution auffordernden Schriften aus England nach Deutschland. Als Mittlerin war Maria Acklin schon seit längerem daran beteiligt. Sie wurde dafür grosszügig entschädigt, was bei Brunner den Verdacht der Spionage aufkommen liess. «Bericht des Ersten Staatsanwaltes A. Brunner an den Regierungsrat des Kantons Zürich über die Strafuntersuchung wegen des Aufruhrs in Zürich im November 1917 (vom 9. November 1918)» S. 85–89 sowie Einvernahmen von Maria Acklin, in: Acklin, Emil. Versuch, in: Dossier Acklin Emil. Schweiz. Bundesarchiv, Bern).
- 30 Dossier Acklin Emil, Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
- 31 Acklin, Oskar. Biochemie des Bacterium pyrocyaneum. Dissertation an der ETH Zürich bei W.v.Gonzenbach. Zürich 1925. Von Oskar Acklin finden sich von den 1920er- bis in die 1960er-Jahre wissenschaftliche Publikationen zur Lebensmittel- und Wohnhygiene, etwa: Acklin, Oskar. Der Einfluss der Wohnung auf Körper und Seele, in: Das Wohnen. Schweizerische Zeitschrift für Wohnungswesen. Offizielles Organ des Schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen und Wohnungsreform. Band 10. Zürich Leimbach: Wohnen 1935.
- 32 Im Nachlass von Herzog (Mappen: Briefe an Herzog sowie Tagebuch Herzog) befinden sich zwei Briefe von Oskar und acht von Emil Acklin.
- 33 Neujahrsblatt von Dietikon. Geschichte der Ortsparteien von Dietikon. 33. Jg. Kommission für Heimatkunde 1980.
- 34 Heimatschein 1.7.1930.
- 35 Nachlass Jakob Herzog. Brief an Herzog vom 1. Juni 1919.
- 36 Registerkarte der Einwohnerkontrolle von Emil Acklin vom 4.4.1922.
- 37 Bolleystrasse 22, Universitätsstrasse 22, Weinbergstrasse 37, Limmatstrasse 37, Seefeldstrasse 26 Registerkarte der Einwohnerkontrolle von Emil Acklin vom 11.12.1917, 4.4.1922, 22.9.1926, 1.10.1932, 3.1.1936.
- 38 Ferdinand Böhny (1895–1988) gehörte 1917 zum Umfeld von Jakob Herzog (Gautschi, Willi. Lenin als Emigrant in

- Zürich. Benziger 1973, S.194 und XXV). Später wurde er Leiter der Stadtzürcher Berufsberatung. Alfred Hümbelin war Sekundarlehrer im Industriequartier und in Aussersihl (Nachlass A. Hümbelin, ZB Zürich, SGA Ar.03).
- 39 Heimatschein 22.9.1926.
- 40 Persönliche Mitteilung von Emil Acklin an Jost vom 26.10.1969, in: H.U. Jost 1973.
- 41 Eine erste Zürcher Fotografie vom Abbruch des alten Warenhauses «Ober», noch mit einer Zeiss Ikon aufgenommen, kann auf 1928 oder 1929 datiert werden.
- 42 Wilhelm Willi ist im FotografInnenindex der Schweizer Fotostiftung eingetragen. www.fotostiftung.ch (abgerufen am 12.7.2018).
- 43 Roland Gretler (1937–2018) und Anne Gretler kommt das Verdienst zu, in ihrem Archiv zur Schweizer Arbeiterbewegung die Fotoalben des Arbeiterfotobundes bewahrt und für Veröffentlichungen zur Verfügung gestellt zu haben. Marc Zollinger (1993) konnte anhand dieser Quellen seine Geschichte des Arbeiterfotobundes verfassen. Zurzeit ist Gretlers Archiv leider nicht zugänglich.
- 44 McMeekin 2003; sowie Brauns, Nick. Münzenberg – Avantgarde und Style. Vortrag Januar 2010 BAIZ Berlin Mitte. www.kultur-und-politik.de (abgerufen am 12.7.2018).
- 45 Arbeiterfotografie 1992, S. 22: Statuten des Arbeiterfotobunds 14.5.1940 (Auszug).
- 46 Im Fotobund kursierte siebzig Jahre nach den 1917er-Ereignissen die Geschichte, Offizier Acklin habe beim Generalstreik 1918 seine Soldaten nicht vor die streikenden Arbeiter geführt, sondern sei mit ihnen auf die Allmend Fussball spielen gegangen (Arbeiterfotografie 1992: S.22/23, vgl. auch Magma 1987). Die Geschichte unterstreicht Acklins Legendenstatus im Fotobund, ist aber falsch. Zu dieser Zeit war Acklin bereits degradiert und erst seit kurzem nicht mehr in Haft.
- 47 Registerkarte der Einwohnerkontrolle Emil Acklin 1.10.1932.
- 48 Von Hans Finsler wurden zwischen 1932 und 1957 etwa Emil Schulthess, Werner Bischof, René Groebli, Anita Niesz, Hans Koehli und René Burri geschult.
- 49 Zollinger 1993: S. 74 und Arbeiterfotografie 1992: S. 26.
- 50 Arbeiterfotografie 1992: S. 28.
- 51 Zollinger 1993: S.74: «Der gemeinsame Einkauf von Fotomaterialien [lief über] einen mit dem Verein sympathisierenden Berufsfotografen namens Segesser.»
Sowie: Smith, R.J., American Witness: The Art and Life of Robert Frank. Da Capo Press, New York 2017: «Frank started [1941] working for [Hermann Segesser who ran a photographic studio], learning how to use a camera, mix chemicals, develop negatives, and retouch the postcard pictures that were Segesser's stock in trade.» Wie Segesser hat auch Acklin viele seiner Fotografien als Postkarten vergrössert.
- 52 Zürcher Illustrierte, 29. April 1932, S. 568–569.
- 53 Fotostiftung der Schweiz. Index der FotografInnen, Eintrag «Emil Acklin». www.fotostiftung.ch sowie: Magma, Zürich 1987.
- 54 Kämpfer, 4.7.1936 (Auszeichnung Acklin).
- 55 Heimatschein und Familienbüchlein von Emil Acklin 19.2.1936
- 56 Kämpfer, 4.7.1936. Fritz Hodel, Sanitärinstallateur und Arbeiterfotograf, formuliert grimmiger: «Mir war klar, dass man die Kamera eigentlich als Kampfinstrument in der Arbeiterbewegung einsetzen sollte, Bilddokumente der Notstände und der Kampfaktionen sollte man herstellen»: Hodel, Fritz. Tagebuchnotizen und andere Aufzeichnungen, 4. Teil, S.12. Staatsarchiv Zürich 1995 .
- 57 Kämpfer, 11.7.1936.
- 58 Acklin selbst fotografierte ab 1931 mit einer Leica. Mit welchem Modell und mit welchen Objektiven er in seine aktivste Zeit als Fotograf einstieg, ist nicht direkt überliefert. Informationen aus handschriftlichen Vermerken auf Abzügen sowie eine Porträtaufnahme von Acklin mit Kamera machen aber klar, dass es ein Apparat aus jener ersten Leica-Generation war, die mit werkseitig abgeglichenen Wechselobjektiven versehen war. Die Porträtfotografie zeigt eine Leica I Modell C mit Baujahr 1931, der ein Elmar-Normalobjektiv 1:3,5; f: 5cm aufgesetzt ist. Zudem arbeitete Acklin mit einem Hektor- oder Elmar-Teleobjektiv 1:4,5; f: 13,5cm. Welche weiteren Kameragehäuse oder Objektive er allenfalls später einsetzte, ist unklar. Es ist aber anzunehmen, dass er irgendwann in den Dreissigerjahren auf ein

- Leica-II- oder Leica-III-Kameragehäuse mit eingebautem Entfernungsmesser umstieg.
- 59 Fritz Hodel in einem Interview mit Zollinger 1993: S. 66.
- 60 Arbeiterfotografie 1992: S. 32.
- 61 Mitteilung von Roland Gretler an Zollinger 1993: S. 65. Bei dem von Zollinger genannten «Amt für Berufswahl» handelt es sich um die zum Wohlfahrtsamt gehörende Berufsberatung der Stadt Zürich.
- 62 Während der grösste Teil seiner Strassenszenen und Arbeitsbilder in den Dreissigerjahren entstand, setzte er den 1.-Mai-Umzug zwischen 1932 und 1940 alljährlich ins Bild und nahm nach einer Pause in den Kriegsjahren seine Rolle als Bilddokumentalist der Maifeier von 1945 bis 1947 noch einmal auf. Die Pause in seiner fotografischen Tätigkeit von 1941 bis 1944 hatte vielleicht finanzielle Gründe, fotografieren war relativ teuer. Der 1.-Mai-Umzug jedenfalls wurde in Zürich auch in den Kriegsjahren durchgeführt.
- 63 Nachlass Herzog. Brief von Acklin an Herzog, 7.2.1919.
- 64 Nachlass Herzog. Brief von Herzog an Acklin, 24.8.1919, von Herzog in sein Tagebuch kopiert; sowie Brief von Acklin an Herzog, 27.8.1919.
- 65 Am 1. August 1936 findet sich im «Kämpfer» eine Annonce mit dem Wortlaut «E. Acklin. Handorgel-Einzel-Unterricht Fr. 6.– pro Monat» Auf der gleichen Seite inseriert «Fritz Brupbacher. Arzt»
- 66 Arbeiterfotografie 1992: S. 26.
- 67 Zur Rivalität zwischen Herzog und Münzenberg vgl. McMeekin 2003: S. 51 ff. Nach acht Jahren in der Schweiz, u.a. als Sekretär der sozialistischen Jugendbewegung, wurde Münzenberg infolge seiner Teilnahme an den Novemberunruhen aus der Schweiz ausgewiesen (McMeekin 2003: S. 55 ff).
- 68 «In this connection, [Münzenberg] outlined the four principal goals of his wartime work as Swiss youth secretary: proletarian pedagogy; exposing workers to art and literature; battling the evils of drinking and smoking, which distracted workers from their political work; and mobilizing apprentices into Youth Socialism.» (McMeekin 2003: S. 63).
- 69 Arbeiterfotografie 1992: S.32.
- 70 Dossier Acklin Emil, Schweiz. Bundesarchiv, Bern.
- 71 Magda Acklin überlebte ihren Ehemann um eineinhalb Jahre. Sie starb im Dezember 1977 im Alter von 87 Jahren im Krankenhaus Mattenhof in Zürich-Schwamendingen.



Münsterhof, 1. Mai, 1932

Weltrevolution und Endzielpolitik

Die Zürcher revolutionäre Jugend und ihr Umfeld 1900–1956

Nicola Behrens

Mit dem Ersten Weltkrieg geht die Epoche des langen 19. Jahrhunderts zu Ende. Zahlreiche Menschen, auch Emil Acklin und sein Freundeskreis, erleben diesen Umbruch bewusst mit und mischen sich ein. Sie arbeiten auf den Ausbruch der sozialen Revolution hin und träumen von der Verwirklichung einer gerechten Gesellschaft.

Emil Acklin hat sich 1917 jener Gruppierung angeschlossen, die sich um die Zeitschrift «Die Forderung. Organ für sozialistische Endzielpolitik» gebildet hat. Sie vertritt bedingungslos revolutionäre Positionen und ist 1921 eine der Gründungsorganisationen der Kommunistischen Partei der Schweiz. Die nach der Zeitschrift genannte Gruppe «Forderung» setzt sich ausschliesslich aus jungen Mitgliedern zusammen. Emil Acklin und Toni Waibel kommen 1889 auf die Welt, Jakob «Joggi» Herzog hat Jahrgang 1892, Leonie Kascher ist damals 27 Jahre alt und Hans Heinrich Itschner 30.¹

Die Jahrhundertwende

Prägend für die Mitglieder der Gruppe «Forderung» waren die politischen Ereignisse nach der Jahrhundertwende, welche sie noch als Jugendliche erleben. Für die schweizerische Arbeiterbewegung ist dies wohl die intensivste Zeit ihrer Geschichte: Die beiden sozialdemokratischen Parteien, der Grütliverein und die Sozialdemokratische Partei der Schweiz, schliessen sich im September 1901 unter dem Dach des Grütlivereins und dem Namen Sozialdemokratische Partei der Schweiz, SPS, zusammen.

Ein Jahr später, bei den Kantonsratswahlen 1902, annulliert der Kantonsrat den Wahlsieg der SP in Zürich-Aussersihl, sodass diese Wahl wiederholt werden muss. Das Resultat bestätigt sich, und der Wahlsieg fällt noch deutlicher aus. Er bestärkt die Partei darin, keine Kompromisse mehr mit der «Bourgeoisie» zu suchen und sich das revolutionäre Ziel einer gänzlichen sozioökonomischen Umgestaltung auf die Fahnen zu schreiben.

Der Zürcher Jurist und spätere Stadtrat Otto Lang (1863–1936), Vordenker und Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, verfasst denn auch in diesem Sinne den gewichtigen ersten Teil des marxistischen Parteiprogramms der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, das am Parteitag von Zürich 1904 mit überwältigender Mehrheit angenommen wird.

Zwischen 1904 und 1907 setzt ein kräftiger Aufschwung in der Textil- und Metallindustrie ein, und die Zahl der Fabrikarbeiter wächst stark an. Die Arbeitgeber organisieren sich in Dachverbänden und bilden Kartelle. Doch während die Unternehmensgewinne wachsen, decken die Löhne selbst bei Ausgleich der Teuerung kaum das Existenzminimum der Arbeitnehmenden und drohen



Wahlplakat der Kommunistischen Partei, 1938

sogar, an Kaufkraft zu verlieren. Dieser Umstand verstärkt die gesellschaftlichen Spannungen, und folglich verlagert die Arbeiterpolitik ihren Schwerpunkt auf das Feld der Arbeitskämpfe: Zwischen 1904 und 1912 findet in Zürich jedes Jahr eine rekordhohe Zahl von über hundert Streiks statt, auf dem Höhepunkt, im Jahr 1907, sind es sogar 276. Die Gewerkschaften gewinnen stark an Bedeutung und wachsen zu beachtlichen Organisationen heran. Zwischen 1903 und 1913 verdreifacht sich ihr Mitgliederbestand.

Die Behörden stellen sich gegen die Arbeiterbewegung. Polizei und Militär werden zur Streikunterdrückung eingesetzt. Neue Streikgesetze erschweren die Arbeitskämpfe, die Justiz urteilt meist im Sinne der Arbeitgeber: Streikbrecher werden geschützt und Streikende gesellschaftlich geächtet, entlassen, auf schwarze Listen gesetzt und nach Möglichkeit sogar ausgewiesen.

Innerhalb der Arbeiterpartei verschärft sich die Auseinandersetzung zwischen den Flügeln der grütlianischen Reformisten und der sozialdemokratischen Revolutionäre über die angemessene Parteistrategie.

In weiten Teilen der Arbeiterschaft erwacht das Bewusstsein, einer unterdrückten Klasse anzugehören; der Ruf nach einer proletarischen Revolution wird laut. Die Sehnsucht scheint sich 1905 in Russland zu erfüllen.

1912, am Vorabend des Ersten Weltkrieges, finden zwei Ereignisse von enormer Tragweite statt: Quasi als Hauptprobe für den Landesgeneralstreik von 1918 ist der Generalstreik von Zürich am 12. Juli 1912 zu betrachten. Der Streik wird durch einen Arbeitskampf der Maler und Schlosser ausgelöst, die sich für die Verkürzung der Arbeitszeit einsetzen. Als das Bezirksgericht Pfäffikon einen Streikbrecher freispricht, der einen Streikenden erschossen hat, legt im Protest dagegen ein Generalstreik die Stadt lahm. Unmittelbaren gewerkschaftlichen Erfolg bringt der Streik zwar nicht, doch er zeigt, dass die Arbeiterschaft in der Lage ist, jederzeit einen befristeten Proteststreik durchzuführen.

Noch im selben Jahr, im Oktober 1912, findet im Basler Münster der internationale Friedenskongress der sozialistischen Parteien statt, an dem die wichtigsten Parteixonponenten aus der ganzen Welt teilnehmen. Die Zweite Internationale setzt damit ein Zeichen, dass ihr zentrales Anliegen die Erhaltung des Friedens in Europa ist.

Der Erste Weltkrieg

Als jedoch zwei Jahre später, im Sommer 1914, der Erste Weltkrieg ausbricht, gelingt es den Regierungen der kriegsführenden Staaten, ihre aggressive Politik als reine Vaterlandsverteidigung darzustellen. Die Mitgliedsparteien der Zweiten Internationalen protestieren kaum dagegen, ja sie stellen sich gar, ganz Patrioten, hinter diese Politik. Die Parteien aus den verfeindeten Ländern brechen ihre Kontakte ab, woran die Zweite Internationale schliesslich zerbricht.



Veranstaltung der «Roten Hilfe» im Volkshaus Zürich

Die Schweiz wird vom Ersten Weltkrieg überrascht: Niemand erwartet, dass er sich zu einem jahrelangen Stellungskrieg entwickeln könnte. Den meisten Industriezweigen in der Schweiz gelingt es jedoch nach anfänglichen Schwierigkeiten, sich mit Rohstoffen zu versorgen – auch weil dies im Interesse der umliegenden Staaten ist. Einzelne Branchen machen blühende Geschäfte, so etwa die Uhrenindustrie oder die Nahrungsmittel- und Bekleidungsbranche, die ihre Produktion auf Kriegsmaterial umstellen. Aber auch die Werkzeugmaschinenindustrie, die Maschinen zum Ausbau der Rüstungsindustrie im Ausland liefern kann, oder die chemische Industrie, die im grossen Stil Material zum Umfärben der bisher bunten Uniformen ins kriegstaugliche Feldgrau liefert, prosperieren.

Die innerschweizerische Versorgung mit Lebensmitteln klappt dagegen schlecht. Davon profitieren die einheimischen Bauern, deren politische

Vertretung, der Schweizerische Bauernverband, sich zum schärfsten Gegner der Arbeiterbewegung entwickelt. Eine Missernte im Jahr 1917 trifft vor allem die Bevölkerung der Städte massiv. Die Lebenshaltungskosten steigen im Laufe des Krieges erheblich, und die Arbeiterschaft radikalisiert sich. Sie führt zwar viele erfolgreiche Arbeitskämpfe durch und erstreitet Lohnerhöhungen, doch macht die Senkung des Reallohnes nach drei Kriegsjahren 25 bis 30 Prozent aus. In den Städten, in denen damals schon etwa ein Viertel der schweizerischen Bevölkerung lebt, verschärft sich zudem die Lage auf dem Wohnungsmarkt: In Zürich muss von einer eigentlichen Wohnungsnot gesprochen werden. Auch die Unterstützung der Wehrmänner ist völlig ungenügend. Sie muss, ähnlich wie die Armenunterstützung, auf der Gemeinde beantragt werden.



Plakatwand, 1938

Der Bundesrat hält am Prinzip möglichst grosser Wirtschaftsfreiheit fest und erweckt den Eindruck, die Massnahmen zur Bekämpfung des wirtschaftlichen Notstandes sehr zögerlich an die Hand zu nehmen. Die Rationierung der wichtigsten Lebensmittel erfolgt erst im dritten, zum Teil sogar erst im vierten Kriegsjahr.

In der Arbeiterschaft setzt sich deshalb die Überzeugung durch, dass sich die Behörden nicht ausreichend um ihre Bedürfnisse kümmern. Die Unterstützung für den Staat schwindet. In den grösseren Städten wird die Stimmung wieder aufrührerischer.

Schon im Herbst 1914 hat die SPS versucht, zumindest die sozialdemokratischen Parteien aus den neutralen Ländern an einen Tisch zu bringen. Eine Konferenz in Zürich scheitert jedoch im Mai 1915. Daraufhin gibt die schweizerische Parteileitung ihre Bemühungen auf, die Internationale wieder zum Leben zu erwecken, und überlässt das

Feld den innerparteilichen Oppositionsgruppen. Nun versammelt Robert Grimm (1881–1958), Chefredaktor der sozialdemokratischen Zeitung «Tagwacht» in Bern und Präsident der Berner Kantonalpartei sowie späterer Berner Regierungsrat, am 5. September 1915 die Delegierten der revolutionären Minderheiten, die sich innerhalb der grösseren sozialdemokratischen Parteien Europas gebildet haben, in Bern und verfrachtet sie mit vier Autos ins nahe gelegene Dorf Zimmerwald. Die dortige Konferenz formuliert in ihrer Resolution den Protest «Dieser Krieg ist nicht unser Krieg!».

Die radikale Minderheit um den Delegierten Lenin, die sogenannte Zimmerwalder Linke, droht mehrfach, die Konferenz scheitern zu lassen, stimmt dem Manifest am Ende aber doch zu. Sie gibt allerdings zu Protokoll, dass sie statt einer Beendigung des Krieges dessen Umwandlung in einen Bürgerkrieg mit dem Ziel einer sozialen Revolution fordere.

Schon 1915 bekennt sich die Sozialdemokratische Partei der Schweiz – gegen die Parole der Parteileitung – zu den Prinzipien des Zimmerwalder Manifestes und lehnt in der Folge die Kriegskredite im Parlament ab. Nun spaltet sich der sozialpatriotisch gesinnte Grütliverein von der sich radikalisierenden sozialdemokratischen Partei ab und konstituiert sich als «Sozialdemokratische Volkspartei der Schweiz», eine Formation, die sich allerdings nach zehn Jahren wieder auflösen wird.

Lenin zieht im Februar 1916 von Bern nach Zürich, denn in den Mitgliedern der Sozialistischen Jugendorganisation SJO, die ihr Aktionszentrum in Zürich hat, erkennt er seine Verbündeten und Anhänger der Zimmerwalder Linken. Hier scharht er etwa zwanzig radikale junge Sozialisten um sich und agitiert für den gewaltsamen Umsturz. Die Gruppe wird in eingeweihten Kreisen «Kegelklub» genannt und trifft sich regelmässig im Schwarzen Adler an der Stüssihofstatt, einem Lokal, in dem es gar keine Kegelbahn gibt. Es ist nicht überliefert, ob Emil Acklin je an einem solchen Treffen teilgenommen hat. Dagegen scheinen aus seinem persönlichen und politischen Umfeld der Sozialistischen Jugendorganisation SJO sowohl Willi Münzenberg als auch Joggi Herzog mitgemacht zu haben.

Nach dem Ausbruch der russischen Februarrevolution verlassen Lenin und seine russischen Anhänger die Schweiz am 9. April 1917.

Gründung der Gruppe «Forderung»

Doch wie lässt sich die Sozialistische Jugendorganisation SJO aus Zürcher Sicht beschreiben? Der bekannte Arbeiterarzt und politische Publizist Fritz Brupbacher (1874–1945) schreibt 1928 in seiner Broschüre «Zürich während Krieg und Landesstreik», dass der Sozialistischen Jugendorganisation erstmals der Widerspruch aufgefallen sei zwischen dem Protest gegen Krieg und Militarismus, der in schärfste Resolutionen mündete, und dem Mangel an tatsächlicher Aktion. Dieser Widerspruch führt zu einer Krise in der Sozialistischen Jugendorganisation. Er fördert die Bildung von zwei Lagern, den realpolitischen Elementen um

Willi Münzenberg und den auf «Aktionen um jeden Preis» drängenden Elementen um Joggi Herzog.² Diese Auseinandersetzungen werden mit harten Bandagen geführt. So wirft die Gruppe um Joggi Herzog ihren Widersachern um Willi Münzenberg vor, dass sie Offiziere und kapitalistisches Eigentum vor den Aktionen der Proleten schützen würden, indem sie gegen einen Aufruf zu einem Generalstreik am 1. Mai 1917 agitierten und damit zur Regierung übergelaufen seien. Der Streit spitzt sich derart zu, dass sich Joggi Herzogs Anhänger von der Jugendorganisation abspalten. Diese Gruppe, der auch Emil Acklin angehört, wird später auf den Namen ihrer Zeitung getauft: «Forderung».

Fritz Brupbacher charakterisiert die Gruppe so: «Und weil sie jeden Morgen in ihrem Optimismus hoffte, dass, wenn nicht am Abend, so doch am folgenden Morgen die Weltrevolution ausbreche, waren die Forderungsleute von einer unheimlichen Betriebsamkeit. Man hätte gedacht, es wären nicht ihrer 10 oder 20, sondern tausend auf dem Platz Zürich. Wo drei Menschen zusammenkamen, war auch ein Forderungsman.»³

Am 13. Oktober 1917 erscheint das erste Exemplar der neuen Zeitung «Die Forderung. Organ für sozialistische Endzielpolitik», die Einzelnummer zu zehn Rappen. Die Administration befindet sich an der Hochstrasse 17 in Zürich 7, also am Wohnort von Emil Acklin.

Worum es der Gruppe geht, beschreibt Hans Itchner im Leitartikel auf der ersten Seite:

«... Die Zahl der Sozialisten nimmt in ganz Europa rapid zu, die sozialistischen Ideen brechen sich in allen Gebieten Bahn, das Kapital hat sich dermassen in den Händen der Expropriateure, der Schlächter, Wucherer und Millionäre konzentriert, dass die Enteignung des Kapitals das einzige zweckmässige Mittel geworden ist, das Volk vor dem Verhungern zu schützen. Entweder stirbt der Kapitalismus am Aufstand des Volkes oder das Volk stirbt am Fortbestand des Kapitalismus.

An das Volk, das nicht sterben will, wenden wir uns. Wir fordern es auf, den Kapitalismus zu stürzen, den Sozialismus zu schaffen.



Max Daetwyler mit seinem Friedensplakat am 1. Mai-Umzug

Das Volk dabei zu führen, wäre Aufgabe der Sozialdemokratie. Sie ist die einzige Partei, die ein sozialistisches Endziel kennt.

Aber in den Jahrzehnten politischer Erfolgspolitik, in der bisherigen Taktik des Kampfes um Tagesforderungen hat sie dieses Endziel vergessen. Ihre bewährten Führer haben auch kläglich versagt und statt des Sozialismus verlangen sie heute die allgemeine Armenpflege.

Wir sagen: Fort damit! Fort mit dieser schändlichen Einteilung des Volkes in Zahlungsfähige und Minderbemittelte, fort mit der Politik der Unterstützungen und Almosen. Nicht die Subvention der Armut, die Abschaffung der Armut ist unsere Aufgabe. Fort mit diesem Armenpflegersozialismus, Sozialismus für alle tut Not!

Wir wollen der Arbeiterbewegung ihr sozialistisches Endziel wieder bewusst machen.

Wir wollen, dass die Arbeiterschaft ihren nutzlosen Kampf für Reformen, ihr altes Drehen im Kreis aufgebe, dass die Unterscheidung zwischen Tagesordnung und Endziel aufhöre; mit einem Wort, wir wollen das sozialistische Endziel zur Forderung des Tages machen.

Das soll dadurch geschehen, dass wir für die Nöte der Zeit, für alle wirtschaftlichen und politischen Tagesfragen prinzipiell sozialistische Lösungen aufstellen und sie mit allen Mitteln des politischen und wirtschaftlichen Klassenkampfes zu verwirklichen trachten. Das ist sozialistische Endzielpolitik.»⁴

Am 9. November 1917 verkündet die sozialdemokratische Zeitung «Volksrecht» den Sieg der russischen Bolschewisten mit Lenin an der Spitze. Willi Münzenberg schildert die Stimmung in seinem Buch «Die dritte Front» so: «Wir waren begeistert und hatten keinen anderen Wunsch, als Gleiches in den anderen Ländern zu vollbringen oder nach Russland zu fahren und den Freunden bei der Verteidigung der Revolution zu helfen.»⁵

Auf den 15. November 1917 rufen Pazifisten um Max Daetwyler und Max Rotter zu einer Kundgebung für eine pazifistische Revolution ins Volkshaus Zürich auf. Der Zulauf ist so gewaltig, dass

die Veranstaltung auf dem Helvetiaplatz stattfinden muss. Es kommen aber nicht nur die «Friedensfreunde», sondern vor allem die Revolutionsbegeisterten. Bei der Diskussion ergreift auch Joggi Herzog das Wort. Trotz der ausdrücklichen Auflage des Stadtrates an die Veranstalter Daetwyler und Rotter, dass die Kundgebung zu keiner Demonstration führe, marschiert danach ein Zug von ungefähr tausend Demonstranten zu den beiden Munitionsfabriken Scholer & Co an der Zentralstrasse und Leroi & Co am Stauffacherquai und zwingt diese, die Produktion einzustellen.

Auf den 16. November 1917 rufen die Pazifisten, die Forderungsleute und die Sozialistische Arbeiterjugend zu einer weiteren Demonstration auf dem Helvetiaplatz auf. Als Max Daetwyler das Wort an die Menge richten will, wird er verhaftet, ebenso Joggi Herzog. Die Demonstranten solidarisieren sich sogleich mit den Verhafteten und fordern deren sofortige Freilassung. Die Situation eskaliert. Die Polizei geht mit gezogenen Säbeln auf die Masse los.

Noch am gleichen Tag ruft ein Aktionskomitee zur Solidaritätsversammlung auf den Helvetiaplatz. Die Leute kommen in hellen Scharen, um die Freilassung der am Vortag Verhafteten zu erzwingen. Als die Polizei nicht auf diese Forderung eingeht, ergiesst sich ein Steinhagel auf den Polizeiposten. Dem folgt eine Polizeiatacke, bei der ein Demonstrant erschossen wird. Es werden Barrikaden gebaut. Militär kommt zum Einsatz und baut am Stauffacher und am Helvetiaplatz eine Maschinengewehrstellung auf. Es fallen Schüsse. Zwei Arbeiter, ein Polizist und eine Anwohnerin werden getötet. Es folgen massenhafte Verhaftungen, und über die Stadt Zürich wird der Ausnahmezustand verhängt.

Die Gruppe «Forderung» ermahnt auf einem Flugblatt die Soldaten, nicht aufs Volk zu schiessen, auch wenn sie dazu den Befehl erhalten würden. Beim Verteilen des Aufrufes an die Soldaten werden die Forderungsleute, darunter auch Emil Acklin, verhaftet. Sie werden wegen Aufruhr

und Meuterei vor ein Kriegsgericht gestellt und verurteilt.

Gerade in Zürich geht damit für viele Junge und weite Teile der Arbeiterschaft der Glaube an eine friedliche Lösung des Konflikts verloren. Und so ist es denn kein Zufall, dass die ursprünglich als befristet geplanten Streiks in Zürich im November 1918 auf Drängen der Arbeiterunion zum Landesgeneralstreik ausgeweitet werden.

Die Dritte Internationale und die Gründung der Kommunistischen Partei

Ab dem Sommer 1919 stellt sich der Sozialdemokratischen Partei die Frage, wie sie es mit der Weltrevolution und der Dritten, der Kommunistischen Internationalen hält. Ein ausserordentlicher Parteitag befürwortet den Beitritt. Die darauf folgende Urabstimmung unter den Mitgliedern lehnt diesen jedoch deutlich ab.

Im April 1920 stellt der SPS-Parteivorstand den neuerlichen Antrag für den Beitritt. Wenige Monate später formuliert die Dritte Internationale 21 Bedingungen für die Aufnahme in ihre Organisation. Sie verlangt, dass die gemässigten Kräfte, Reformisten und Zentristen, aus der Partei auszuschliessen und dass für die Mitgliederparteien die Beschlüsse der Kommunistischen Internationale verbindlich seien. Anfang Dezember 1920 lehnt ein ausserordentlicher SPS-Parteitag diesen Beitritt ab. Damit ist die Parteispaltung perfekt: Die Parteilinke verlässt den Parteitag und beschliesst die Gründung der Kommunistischen Partei der Schweiz. Im Januar 1921 bestätigt eine neuerliche Urabstimmung unter den Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei den ursprünglichen Entscheid.

Am 11. Januar 1921 erscheint erstmals das Organ der Sozialdemokratischen Linken, «Der Kämpfer», welcher später das Organ der Kommunistischen Partei des Kantons Zürich werden wird.

Die Gründung der Kommunistischen Partei der Schweiz findet am 5./6. März 1921 im Restaurant Eintracht in Zürich statt. Es sind im Wesentlichen drei Gruppierungen, die hier zusammenfinden. Die

älteste davon, deshalb auch «Altkommunisten» genannt, ist aus der Gruppe «Forderung» hervorgegangen. Zudem schliessen sich die Sozialistische Jugendorganisation und die Parteilinke der Sozialdemokratischen Partei als Neukommunisten der neuen Partei an.

Inzwischen hat die politische Stimmung in Europa – und auch in Zürich – umgeschlagen. Ein revolutionärer Aufbruch oder gar ein sozialistisches Endziel ist nirgends mehr in Sicht.

Dennoch formuliert die KPS 1922 in ihrem Parteiprogramm ihr Ziel, «die Bourgeoisie [...] zu stürzen» und «die gesamte Masse der Werktätigen und vom Kapital Ausgebeuteten mitzureissen und hinter dem revolutionären Vortrupp des Proletariates, der Kommunistischen Partei, herzuführen, sie [...] aufzuklären, zu organisieren, zu erziehen und zu disziplinieren.»⁶

«Zum Erfolge des Sieges über den Kapitalismus ist ein richtiges gegenseitiges Verhältnis zwischen der Kommunistischen Partei als Führerin der revolutionären Klasse, dem Proletariat – und der Masse, d.h. der Gesamtheit der Werktätigen und Ausgebeuteten, erforderlich.»⁷

Die Strategie der politischen Arbeit wird im Parteiprogramm so vorgegeben, dass sich die Partei zwar an den Parlamentswahlen beteiligt, aber «mit aller Schärfe» erklärt, «dass das Proletariat seine Ziele nicht durch Verhandlungen mit der Bourgeoisie in den Parlamenten und nicht durch parlamentarische Mehrheitsentscheidungen erreichen kann».⁸

«Diese Tätigkeit darf aber nie der Form und dem Inhalt nach zur Preisgabe kommunistischer Grundsätze und zu Kompromissen mit dem Klassengegner führen.»⁹

Die Realität holt die Partei jedoch bald ein: Den Anspruch, die führende Arbeiterpartei zu werden, kann sie nie einlösen. Sie erringt 1922 bei den kommunalen Wahlen in der Stadt Zürich zwar 13 von 125 Sitzen im Grosse Stadtrat, dem heutigen Gemeinderat, bleibt aber deutlich hinter der Sozialdemokratischen Partei zurück, welche 44 Sitze für sich beanspruchen kann.



Arbeitslose vor dem Arbeitsamt, 30er Jahre

Doch wie soll in einer direkten Demokratie politische Arbeit aussehen, die nicht Reformen, sondern die Stärkung der revolutionären Grundsätze zum Ziel hat? Bei Referenden und Initiativen geht es um ganz konkrete Fragen und kaum um das politische System als Ganzes. Und wer nicht auf die konkreten Fragen eingehen und stattdessen über revolutionäre Grundsätze reden will, betreibt schwerlich eine glaubwürdige Politik.

Als die kleinere der Arbeiterparteien propagiert die Kommunistische Partei in ihren Anfängen eine Einheitsfront der linken Parteien. Anfänglich versuchen Sozialdemokraten und Kommunisten noch zusammenzuarbeiten. So werden am 1. Mai 1922 an verschiedenen Orten noch gemeinsame 1.-Mai-Feiern durchgeführt. Doch die am Anlass gehaltenen Festreden sind vielerorts nur polemische Angriffe gegeneinander.

In der Bekämpfung der direkt gegen sie gerichteten Staatsschutzvorlage des Bundesrates, der sogenannten Lex Häberlin I, haben alle Linkskräfte ein gemeinsames Ziel. Zur Zusammenarbeit wird aber statt der von der KPS vorgeschlagenen Einheitsfront eine gemeinsame Aktionsplattform von SPS, Gewerkschaftsbund, Grütliverein und KPS gebildet, die im Juni 1922 im Referendumskampf obsiegt.

Doch die Bereitschaft zu mehr als nur punktueller Zusammenarbeit sinkt, je stärker die Kommunistische Partei der Schweiz dem Einfluss der Zentrale der Kommunistischen Internationale (Komintern) in Moskau ausgesetzt ist. Und so kommt für die Nationalratswahlen im Oktober 1922 nicht einmal mehr eine Listenverbindung zwischen SPS und KPS zustande.

Feinde machen sich die Kommunisten vor allem in den Gewerkschaften: Deren Rolle verstehen sie so, dass die Gewerkschaften nicht Selbstzweck sein sollen, sondern ein Mittel im revolutionären Kampf der Arbeiterklasse gegen den Kapitalismus. Die Hauptaufgabe der Gewerkschaften, sich für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder einzusetzen, stellt für die kommunistischen Gewerkschaftsgruppen reinen Reformismus dar, zu dem sie sich in scharfe Opposition stellen. Innerhalb der Gewerkschaften wird dieser Oppositionskurs der Kom-



Joggi Herzog

munisten als Spaltung und damit als Schwächung der gewerkschaftlichen Einheit verstanden. Die Gewerkschaften sehen die Kommunisten als Feinde ihrer Organisation und bekämpfen sie heftig.

Dies hat wiederum direkte Auswirkungen auf die Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten: Der starke Gewerkschaftsflügel innerhalb der SPS drängt die Partei zu einer klaren Abgrenzung von den Kommunisten.

1927 will die Parteileitung der Sozialdemokratischen Partei ihren lokalen und kantonalen Parteinstanzen unter Sanktionsdrohung die Zusammenarbeit mit Organisationen der Kommunistischen Partei verbieten. Nach heftigen Auseinandersetzungen einigt man sich auf den Kompromiss, die Zusammenarbeit lediglich dann für zulässig zu erklären, wenn es zur Verwirklichung bestimmter politischer Forderungen nötig erscheine.

Der Gewerkschaftsbund bricht dagegen im selben Jahr mit der KPS, indem er an seinem Kongress in Interlaken die kommunistisch

orientierten Gewerkschaftskartelle Basel und Schaffhausen ausschliesst.

Tiefpunkt der Beziehung zwischen den Sozialdemokraten und Kommunisten bildet schliesslich die Resolution des 6. Kongresses der Kommunistischen Internationale im Jahr 1928, worin die Sozialdemokratie zum Feind Nummer eins erklärt wird. Als Folge davon werden die sozialdemokratischen Parteien gar als «Sozialfaschisten» bezeichnet.

Im selben Jahr noch, ebenfalls 1927, beginnt Joggi Herzog eine Arbeiterschutzwehr, eine Art bewaffnete Parteimiliz, aufzubauen. Wahrscheinlich handelt er hier nach dem Vorbild des

1924 in Deutschland gegründeten «Roten Frontkämpferbundes», der sich 1927 in eine Wehrorganisation umgewandelt hat. Als ehemaliger Offizier ist Emil Acklin zur Mitarbeit prädestiniert. Er wird 1928 Instruktor dieser Kampfgruppe der Kommunistischen Partei. Allerdings stösst gerade in Zürich diese Verhärtung bei vielen KPS-Mitgliedern auf Widerstand, steht das Jahr 1928 doch für den Anfang des «Roten Zürich»: Erstmals bildet die Linke in der Stadt sowohl in der Exekutive als auch in der Legislative die Mehrheit. Im 125-köpfigen Grossen Stadtrat, dem heutigen Gemeinderat, wird diese Mehrheit allerdings nur erreicht, indem die 59 Sozialdemokraten und 5 Kommunisten zusammenarbeiten.

Doch die 1929 ausgebrochene Weltwirtschaftskrise bestärkt viele Kommunisten in ihrem festen Glauben, dass der Kapitalismus unmittelbar vor dem Zusammenbruch stehe. Die Moskauer Linie der Konfrontation setzt sich in der KPS durch.

Als neue Taktik wird der KPS nun von der Komintern die «Einheitsfront von unten» vorgegeben, die eine Zusammenarbeit mit den Gewerkschafts- und Parteiführern verbietet, die Mitglieder der Gewerkschaften und der Partei aber zum Übertritt in die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition RGO oder in die KPS bewegen soll. In der sich verschärfenden Wirtschaftskrise gelingt es besonders der RGO in Zürich – gegen den Widerstand der Gewerkschaftsleitungen –, bei den Arbeitern die Streikbereitschaft zu fördern und sogar unorganisierte Streiks vom Zaun zu brechen.

Diese Auseinandersetzungen, ob Schuhmacherstreik 1931, Mieter- oder Heizungsmonteurenstreik 1932, erhalten damit hochpolitische Bedeutung, ja arten zu eigentlichen «Stellvertreterkriegen» zwischen den politischen Parteien aus. Besonders gravierend fällt dies beim Heizungsmonteurenstreik von 1932 aus: Hier hält sich die Gewerkschaftsleitung – trotz Teuerungsrückgang – an einen bereits früher besiegelten Vertrag mit den Arbeitgebern, worin die Löhne abhängig von der Teuerung gemacht wurden. Dieser Lohnverzicht ruft nun einen heftigen Streik der Monteure hervor. Dieser wird sowohl von der Gewerkschaftsführung wie von der SP bekämpft. Der rote Stadtrat verbietet gar eine Protestkundgebung auf dem Helvetiaplatz, die aber trotzdem stattfindet. Schliesslich setzt die Stadtpolizei am 15. Juni 1932 Schusswaffen ein, tötet einen Demonstranten und verletzt 30 weitere Personen schwer. Dieser als «Mordnacht von Zürich» bezeichnete schwere Zwischenfall stellt den Höhepunkt der Entfremdung zwischen den Anhängern der beiden Parteien dar. Während er für die Kommunisten als Beweis dafür dient, dass die Sozialdemokraten «Sozialfaschisten» und «Arbeitverräter» sind, solidarisiert sich die sozialdemokratische Anhängerschaft unter Verweis auf ähnliche kommunistische Provokationen im Ausland mit dem roten Stadtrat.

Doch die Wirtschaftskrise bringt statt dem Ende des Kapitalismus die Machtergreifung autoritärer Regime in Europa und insbesondere 1933 der Nationalsozialisten in Deutschland. Angesichts

dieses totalen Scheiterns ihrer bisherigen Strategie proklamiert die Kommunistische Internationale nun die Zusammenarbeit aller fortschrittlichen Kräfte, «die Volksfront». Sie stösst jedoch bei den umworbene(n) Sozialdemokraten auf mehrheitlich taube Ohren. Und während die Bürgerlichen in den 1930er-Jahren die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften ins System integrieren, grenzen sie die Kommunisten immer stärker aus. Schon 1932 werden Kommunisten aus dem Bundesdienst ausgeschlossen. 1936 beschliesst der Bundesrat Massnahmen gegen kommunistische Umtriebe. Und in einzelnen Kantonen werden Initiativen für ein Kommunistenverbot lanciert. 1937 wird die KP in den Kantonen Neuenburg und Genf, 1938 in der Waadt und in Schwyz verboten.

Auf internationaler Ebene ergeben sich dagegen neue Felder der Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Im Februar 1936 übernimmt in Spanien eine Volksfrontregierung die Macht. Im April 1936 folgt der Regierungswechsel in Frankreich, wo die sozialistische Regierung von Léon Blum mit kommunistischer Unterstützung an die Macht kommt. Im Juli putscht das Militär gegen die spanische Republik: Damit bricht der spanische Bürgerkrieg aus, in dem sich Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam und mit enormem Engagement für die Sache der Republik einsetzen. Diese neue Solidarität wirkt auch auf die innenpolitischen Verhältnisse zurück, wo sich die SPS entschieden gegen die Kommunistenverbote in den Kantonen wehrt.

Der Zweite Weltkrieg und die Partei der Arbeit

Unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 schliessen Nazi-Deutschland und die Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, den sogenannten Hitler-Stalin-Pakt. Als Folge dieser Vereinbarung gibt die Komintern ihren Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus auf und erklärt erneut den Imperialismus von Grossbritannien und Frankreich zum Hauptfeind. Die KPS trägt diesen Kurswechsel ebenso mit, wie

sie den Angriff der Sowjetunion auf Finnland im November 1939 unterstützt. Sie verspielt damit noch die letzten Reste an Glaubwürdigkeit und Sympathie, und es kommt zum endgültigen Bruch der SPS mit der KPS.

Als der Bundesrat am 24. November 1940 die KPS verbietet, widersetzt sich die SPS diesem Beschluss denn auch nicht mehr.

Mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Sommer 1941 kehren die Kommunisten ins antifaschistische Lager zurück; die Sowjetunion wird als Opfer der deutschen Aggression anerkannt, mit dem es sich zu solidarisieren gilt. Und als die russischen Truppen nach dem Sieg in Stalingrad 1942



Otto Brunner
(Fotograf unbekannt)

der deutschen Wehrmacht eine Niederlage nach der andern zufügen und die Invasoren immer stärker zurückdrängen, setzt sich auch in der Schweiz wieder ein positives Bild der Sowjetunion durch. Die militärische Überlegenheit wird nun als Beweis der Überlegenheit des wirtschaftlichen Systems gedeutet, denn wie sonst wäre das industriell so weit zurückliegende Russland

in der Lage, sich gegen Hitlers Kriegsmaschinerie durchzusetzen?

Am 22. Mai 1943 gibt das sowjetische Radio bekannt, dass sich die Kommunistische Internationale aufgelöst hat. Die schweizerischen Kommunisten erhalten gleichzeitig die Weisung, den Anschluss an weitere Linkskreise zu suchen und Massenorganisationen zu bilden. In der Sozialdemokratie gehen die Einschätzungen darüber weit auseinander, ob diese Nachricht glaubwürdig oder nur ein weiterer sowjetischer Propagandatrick sei und wie man auf kommunistische Einheitsfrontangebote reagieren solle.

1943 beginnen sich lokale und kantonale Gruppen der Arbeit zu bilden, die sich am 21. Mai 1944

in Basel zur Föderation der Parteien der Arbeit zusammenschliessen. Am 14. und 15. Oktober 1944 versammelt sich die Partei der Arbeit (PdA) zu ihrem ersten Parteitag im Volkshaus in Zürich. Ein beträchtlicher Teil des linken Flügels der Sozialdemokratischen Partei, der sich auch aus ehemaligen Mitgliedern der KPS zusammensetzt, fühlt sich der neuen Partei der Arbeit verbunden und schliesst sich ihr an.

In der Zürcher Regierungsratsnachwahl von 1945 setzt sich der Freisinnige Ernst Vaterlaus erst im zweiten Wahlgang gegen den kommunistischen Kandidaten Otto Brunner durch. Im ersten Wahlgang haben der sozialdemokratische und der kommunistische Kandidat zusammen noch mehr Stimmen als Vaterlaus erhalten. Deshalb gehen die beiden Parteien in den Gemeinderatswahlen 1946 eine Listenverbindung ein, die den kommunistischen Stadtratskandidaten Edgar Woog ins Amt bringt.

Doch schon 1947 beginnen sich die Beziehungen der beiden Parteien wieder abzukühlen. Der Kalte Krieg macht sich bemerkbar, und die PdA produziert Skandalgeschichten um ihren Zentralsekretär Karl Hofmaier, der wegen einer Spendenaffäre aus der Partei ausgeschlossen wird, und um den Zürcher Stadtrat Edgar Woog, der wegen Untreue und Betrug verurteilt wird.

Mit dem Ausbruch des Kalten Krieges entfernt sich die Partei der Arbeit immer mehr vom Typus einer demokratischen, linkssozialistischen Massenpartei und schwenkt scharf auf den Kurs Moskaus um. Im September 1948 lässt die Sowjetunion die Komintern unter der Bezeichnung «Kominform» aufleben. Die Einstellung der Bevölkerung gegenüber der Sowjetunion kippt ins Negative, als ab Juni 1948 die Russen die Strassen-, Eisenbahn- und Schiffsverbindungen nach Berlin sperren und die Millionenstadt bis Ende August 1949 mit einer alliierten Luftbrücke versorgt werden muss.

Und schliesslich führt die russische Intervention in Ungarn im Jahr 1956 zu einer Welle der Aggression gegen Russland, die sich auch an der PdA in der Schweiz entlädt. Deren Parteilokale und



«Das soziale Zürich», Wahlplakat von Alois Carigiet, 1933

Druckereien sowie vereinzelte Wohnungen von Parteipolitikern werden von aufgebrachtten Bürgern belagert. Es kommt zu Sachbeschädigungen, und die Parteiaktivität wird zum Erliegen gebracht. Die PdA in der Deutschschweiz verliert unmittelbar ihre politische Kraft. Zahlreiche Parteimitglieder treten aus oder tauchen ab.

Und wie erging es den ehemaligen Mitgliedern der Gruppe «Forderung»? Jakob «Joggi» Herzog stirbt 1931 an den Folgen eines Fahrradunfalls, Leonie Kaschner verstirbt um 1956 in der Sowjetunion, Anton «Toni» Waibel lebt in Berlin und wendet sich angeblich schon um 1950 gegen den Stalinismus. Lediglich Hans Itschner und Emil Acklin leben Ende der 1950er-Jahre noch in Zürich. Die beiden scheinen sich jedoch politisch nicht mehr zu engagieren. Der Traum von «Weltrevolution und Endzielpolitik» ist längst ausgeträumt. ⁹

- 1 Nähere Angaben zu den einzelnen Mitgliedern der Gruppe «Forderung» entnehme man dem biografischen Text über Emil Acklin von André Werner, S. 6–25.
- 2 Brupbacher, Fritz, Zürich während Krieg und Landesstreik, Zürich 1928, S. 74.
- 3 ebd., S. 77.
- 4 Itschner, Hans, in: Die Forderung. Organ für sozialistische Endzielpolitik, 1. Ausgabe, 13.10.1917, S. 1.
- 5 Münzenberg, Willi, Die Dritte Front. Aufzeichnungen aus 15 Jahren proletarischer Jugendbewegung, Berlin 1930, S. 242.
- 6 Programm der Kommunistischen Partei der Schweiz, in: Egger, Heinz, Die Entstehung der Kommunistischen Partei und des Kommunistischen Jugendverbandes der Schweiz, Zürich 1952, S. 272.
- 7 ebd., S. 273.
- 8 ebd., S. 274.
- 9 ebd., S. 275.



Negativ-Archiv für
Contax-Photographie



Demonstrationen und alltägliche Strassenszenen

Inhalt, Form und Umfang von Acklins fotografischem Nachlass

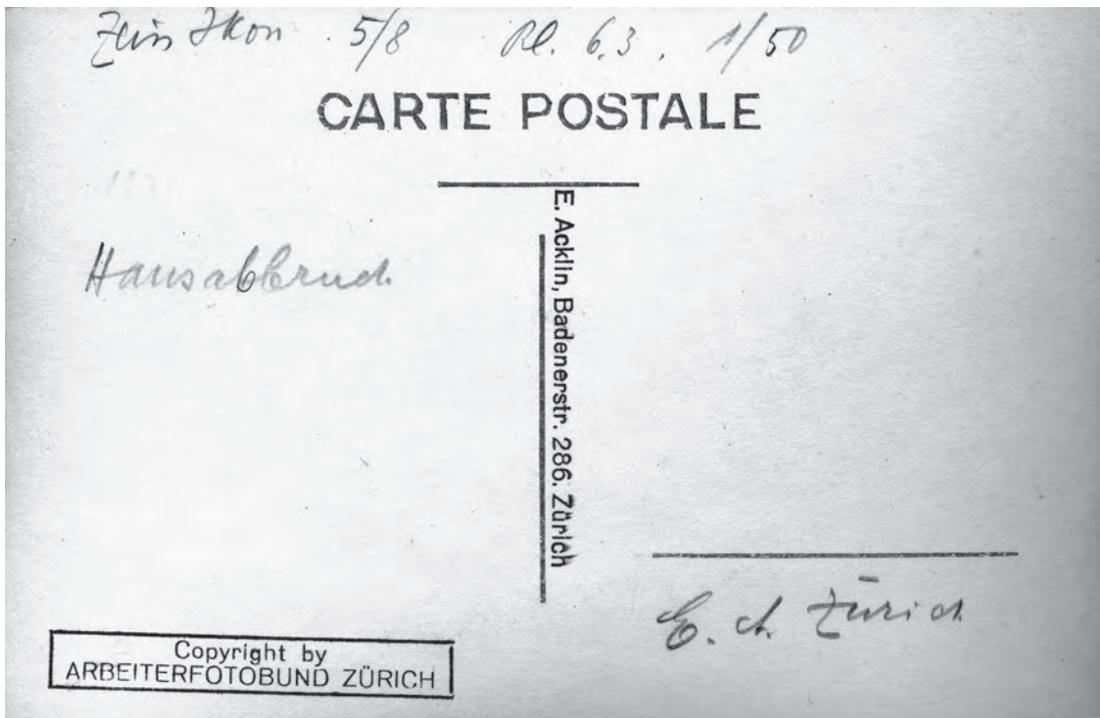
Karin Beck

Emil Acklins fotografischer Nachlass ist nicht sehr umfangreich. Gerade mal 1543 Aufnahmen umfasst sein überliefertes Werk. Qualitativ bestechen seine mit der Leica aufgenommenen Bilder jedoch aufgrund ihres künstlerischen und historischen Wertes. Sie bilden eine willkommene Ergänzung zu den bisherigen Beständen im Stadtarchiv Zürich.

Überlieferung

«Wir sind auf der Suche nach einer Institution, die den Fotonachlass von Emil Acklin in ein geschütztes und zugängliches Archiv aufnehmen kann [...]». Mit diesen Zeilen wandten sich Edi Linggi und André Werner im April 2017 an das Stadtarchiv Zürich. Emil Acklin übergab Mitte der 1970er-Jahre den gesamten fotografischen Nachlass seinem langjährigen Freund Ernst «Johnny» Linggi, Inhaber eines Buchantiquariats in Zürich-Aussersihl. Nach dessen Tod wurde sein Sohn Edi Linggi als Nachlassverwalter bestimmt. In der Folge begannen Edi Linggi und André Werner, Ehemann von Johnny Linggis Enkelin, den bisher unangetasteten Fotonachlass zu erschliessen: Die beiden sichteten die überlieferten Bilder, ordneten sie thematisch und digitalisierten eine grössere Anzahl von Negativen und Abzügen. Daraus entstand ein umfangreiches Fotoalbum mit den prägnantesten Arbeiten Acklins, das dem Stadtarchiv als Anschauungsmaterial diente.

Bereits nach der ersten Sichtung dieser Auswahl war klar, dass das Stadtarchiv Zürich grosses Interesse am fotografischen Werk Emil Acklins hatte. Nach einem persönlichen Gespräch mit Edi Linggi und André Werner sowie der damit einhergehenden detaillierten und kommentierten Sichtung der Bilder wurde man sich einig, dass das Stadtarchiv den gesamten fotografischen Nachlass übernehmen würde. Seit Sommer 2017 befinden sich nun Emil Acklins Fotografien im Stadtarchiv Zürich.



Umfang und Format der Fotografien

Emil Acklins fotografischer Nachlass umfasst insgesamt 1543 Bilder.¹ Da etliche Aufnahmen sowohl als Negative wie als Vergrösserungen vorliegen, kann man von ungefähr 1230 Einzelbildern ausgehen. Hauptsächlich besteht der Fotonachlass aus Negativstreifen, von denen Acklin Kontaktkopien gezogen hat, vereinzelt liegen auch Originalabzüge bei.² Speziell zu erwähnen sind die rund 380 Abzüge, die als Postkarten vorliegen. Sie verdienen besondere Beachtung im Hinblick auf eine inhaltliche Erschliessung des Fotonachlasses, denn ein von Acklin erstelltes Inventar seiner Aufnahmen existiert nicht. Einzig die Aufbewahrungsschachteln seiner Postkarten hat er jeweils mit einem Titel versehen, wonach sich seine Aufnahmen in zwei grosse Gruppen einteilen lassen: Einerseits sind das die «Maibilder», Aufnahmen der Zürcher 1.-Mai-Umzüge und ihres Umfelds. Andererseits unterteilte Acklin die zweite Gruppe seiner Bilder in die drei eher unpolitischen Kategorien «Arbeitsbilder», «Strassenszenen» und «Landschaften».³

Mit Ausnahme der «Maibilder», bei denen er sowohl die Postkarten als auch die Negativstreifen zum Teil datiert hat, findet man kaum Informationen zu den einzelnen Aufnahmen. Titel sowie Angaben zum Ort oder zur Entstehungszeit seiner Bilder sind rar.⁴

Acklins Fotografien genau zu datieren, ist schwierig. Es scheint, dass der Grossteil seiner Aufnahmen zwischen 1930 und 1950 entstanden ist. Am einfachsten fällt die zeitliche Einordnung in der Kategorie der «Maibilder», die – wie bereits erwähnt – oft datiert wurden. Zudem liefern die abgeblighteten Transparente der Umzugsteilnehmenden Hinweise auf die Zeit, auch wenn die Transparente zum Teil mehrere Jahre hintereinander durch die Strassen getragen wurden. Somit lässt sich eruieren, dass Acklin die 1.-Mai-Umzüge zwischen 1932 und 1947 aufgenommen hat. Einzig die vier Kriegsjahre 1941 bis 1944 sind nicht dokumentiert.



4 Schnappschüsse



Technik

Obwohl Emil Acklin ungefähr zwei Drittel seiner Bilder nur ein einziges Mal aufgenommen hat, zeichnen sie sich durch eine hohe inhaltliche und vor allem technische Qualität aus. Grund dafür mag die Wahl seiner Kamera gewesen sein: Acklin fotografierte hauptsächlich mit einer Leica. Er begründete dies folgendermassen: «[Die Leica] ist so schnell schussbereit, dass ein Leica-Fotograf gewöhnlich schon drei Aufnahmen gemacht hat, bevor ein anderer nur «eingestellt» hat. Sie eignet sich vorzüglich dort, wo unauffällig und schnell gearbeitet werden muss, also z. B. bei Strassenszenen, Arbeitsbildern, die nicht gestellt sein dürfen. Die Optik der Leica hat ein grosses «Auflösungsvermögen», einfacher ausgedrückt, sie «sieht» jedes Drecklein. Das muss natürlich auch so sein, wenn ein so kleines Bildchen vergrösserungsfähig sein soll.»⁵

Emil Acklin entwickelte und vergrösserte seine Aufnahmen selbst, wahrscheinlich meist im Vereinslokal des Zürcher Arbeiterfotobundes. Gegen Ende seiner Fotografentätigkeit scheint er mehrere Leicas besessen zu haben, die er einem späteren Präsidenten des Fotobundes übergab.

Zeitspanne und Inhalt des Fotonachlasses

Der grösste Teil der vorliegenden Fotografien kann also der Zeit zwischen 1929 und 1953 zugeschrieben werden: 1929 gründete Emil Acklin zusammen mit Wilhelm Willi den Zürcher Arbeiterfotobund, in dem er bis in die 1950er-Jahre aktiv bleiben sollte. Damit war der Startschuss zu seiner nachweisbaren Fotografentätigkeit gefallen.⁶ Zudem ist Acklins Werk in den beiden Jahrzehnten zwischen 1930 und 1950 durch publizierte Fotos und Texte dokumentiert. In den Zeitschriften «Der Kämpfer», «Freiheit» und «Zürcher Illustrierte» veröffentlichte er regelmässig seine Bilder. Nach 1950 existieren dagegen nur noch wenige Aufnahmen. Acklin zog sich aus dem Arbeiterfotobund zurück, und es ist nicht klar, ob er überhaupt weiterhin und regelmässig fotografierte. **a**

- 1 Alle Zahlen zu den Aufnahmen Acklins, sowohl der Negative als auch der Abzüge, stammen von André Werner, dem an dieser Stelle für diese Daten ganz herzlich gedankt sei. Zudem danke ich ihm für die wertvollen technischen Hinweise dieses Kapitels.
- 2 Zu den 1106 Kontaktkopien existieren 1083 Negative. Die Zahl der Originalabzüge beträgt 57, sie liegen in unterschiedlichen Mittelformaten vor.
- 3 Die Kategorien der Postkarten erlauben es, die Negative ebenfalls diesen Kategorien zuzuordnen. Somit werden in der Kategorie der «Maibilder» rund 500 Aufnahmen gezählt. Die Kategorien «Strassenszenen», «Arbeitsbilder» und «Landschaften» zählen zusammen rund 730 Aufnahmen.
- 4 Nicht mal einen Viertel seiner Aufnahmen, nämlich knapp 250 Abzüge, hat Acklin datiert und zum Teil auch betitelt.
- 5 Acklin, Emil, in: Der Kämpfer, Wir lernen fotografieren! 5. Verschiedene Apparate und ihre Hauptmerkmale, 20. Juni 1936.
- 6 Im überlieferten Fotonachlass liegen zwei Landschaftsaufnahmen von Florenz aus dem Jahr 1912 vor.

BURLET-FILM

ALBERT LANG & SOHN

SPINDEL EINGANG ST. PETERST

TAXI

TELEFON





Emil Acklins Fotografien

Karin Beck

Emil Acklin, der sich selbst als «Arbeiterfotografen» bezeichnete, fotografierte einerseits die «arbeitende Klasse» wochentags auf Zürichs Strassen, andererseits dokumentierte er zwischen 1932 und 1948 jährlich den 1.-Mai-Umzug in Zürich. Einzig die vier Kriegsjahre 1941–1944 fehlen in der Dokumentation. Diese «Maibilder», wie Acklin sie nannte, zeigen hauptsächlich die am Umzug beteiligten Personen: Die Aufnahmen reichen von den Pionieren der Kommunistischen Partei und den Roten Falken über den Arbeiter-Turn- und Sportverband SATUS bis hin zum Pazifisten Max Daetwyler samt «Frieden»-Transparent und einer Kundgebung «Für die Gleichberechtigung der Schweizer Frau». Um die 1.-Mai-Umzüge festzuhalten, platzierte sich Emil Acklin meist auf einem erhöhten Standort, oft bei der Sihlbrücke, manchmal aber auch am Limmatquai oder an der Ecke Bahnhofstrasse/Münzplatz. So entstanden zahlreiche Bilder, auf denen die am Umzug beteiligten Personen den Blick heben und direkt, zum Teil sogar lächelnd, in die Kamera schauen. Dieser direkte Blickkontakt mit der Kamera vermittelt eine kurze Interaktion zwischen dem Fotografen und den Fotografierten und lässt die Aufnahmen teilweise fast persönlich wirken.

Acklin hat aber auch das weitere Umfeld der 1.-Mai-Umzüge dokumentiert: Polizisten, die für das Absperren von Strassen zuständig sind, Diskussionen am Strassenrand oder «Zaungäste» finden ebenso den Weg in diese Fotografien und liefern – im Gegensatz zu den Umzugsbildern – einen intimeren Einblick in das Geschehen rund um den 1. Mai.

Die Kategorie der «Maibilder» umfasst rund 500 Aufnahmen und bildet somit knapp einen Drittel seines gesamten fotografischen Nachlasses.



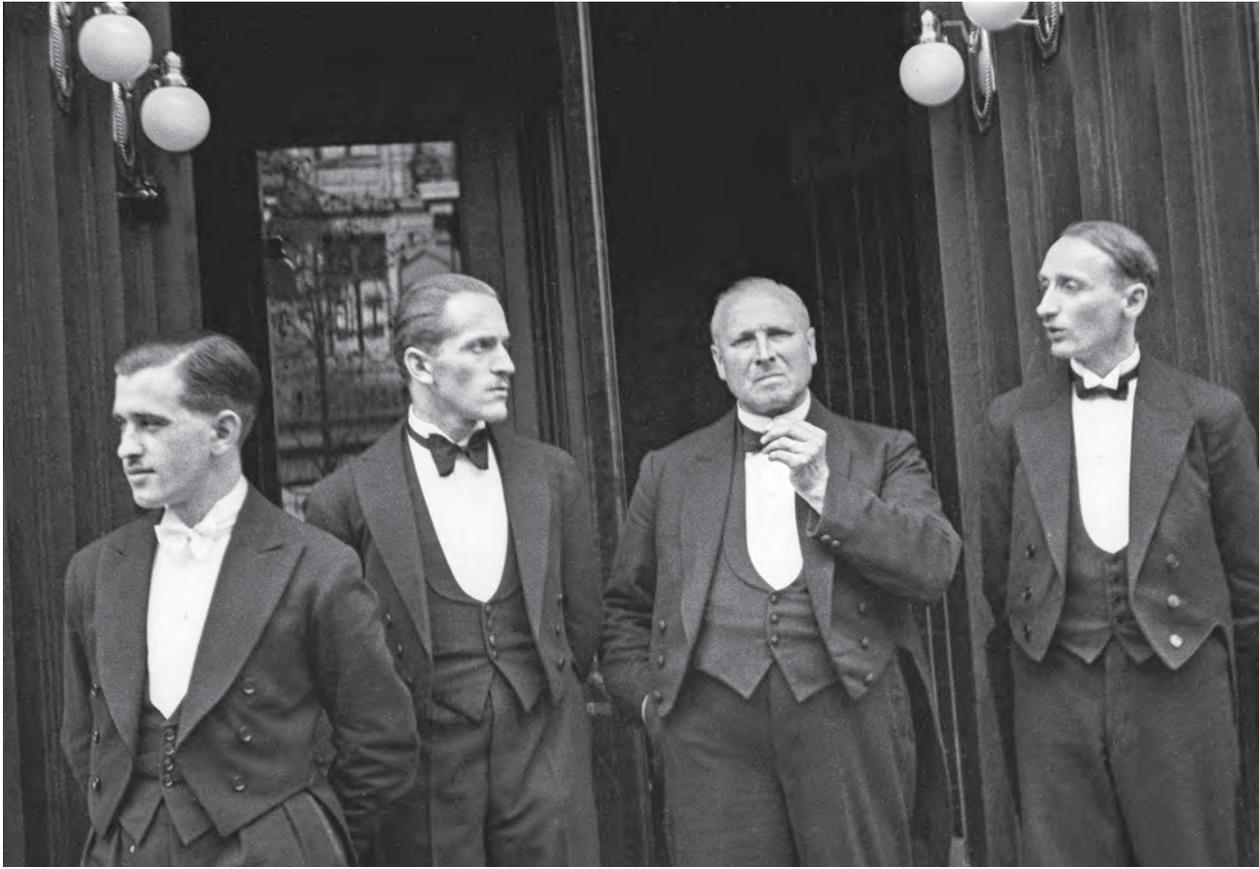












Zaungäste



Unterschriften-Sammelaktion für eine Petition





1. Mai 1932



Emil Acklin selbst betitelte diese – mengenmässig grösste – Bilderkategorie mit «Strassenszenen». Als «Arbeiterfotograf» dokumentierte er hier den Alltag der einfachen Leute auf Zürichs Strassen. Dass er dabei meist im Arbeiterquartier, in Aussersihl und im angrenzenden Sihlfeld, fotografierte, liegt auf der Hand. Entstanden sind zu einem grossen Teil Aufnahmen von arbeitenden Menschen wie Bauarbeitern, aber auch von damals typischen Unterschichtsberufen, die heutzutage fast vergessen sind: Lumpensammler, Schuhputzerinnen, Weichenputzer und Hotelpagen. Doch auch Strassenwischer, Fensterputzer oder Blumenverkäuferinnen wurden festgehalten. Acklin hatte gerade für diese oft am Rande der Gesellschaft lebenden Menschen ein besonderes Auge. Auf zahlreichen Aufnahmen zeigt er uns Menschen, die erschöpft auf Treppen, Bänken oder an Strassenecken eingenickt sind und sich – wenn auch nur kurz – von ihrem harten Alltag erholen. Bestimmt findet sich darunter auch das eine oder andere damalige Stadtoriginal.

Zudem scheint Acklin eine Vorliebe für Aufnahmen von Radfahrern gehabt zu haben. Man begegnet ihnen in unzähligen Variationen: dem «Velobuben» etwa oder den Rad fahrenden Handwerkern, die von Rückentragekörben über mehrere Pakete bis hin zu langen Leitern alles Mögliche transportieren.

Neben den Arbeitenden hat Acklin aber auch Menschen in Musse fotografiert. Einerseits traf er immer wieder auf spielende Kinder. Man sieht sie in Gruppen beisammensitzen, zu zweit durch die Strassen schlendern – oder ganz alleine, total vertieft im Spiel. Ganz selbstverständlich bildeten sie ebenfalls einen Teil des öffentlichen Lebens auf Zürichs Strassen. Andererseits begegnet man Hausfrauen, die während des Einkaufens einen Schwatz halten, Menschen, die sich auf Parkbänken ausruhen, oder ganzen Familien, die sich wohl auf dem Sonntagsspaziergang befinden. Speziell mit den Aufnahmen flanierender oder sich ausruhender Menschen überschreitet Acklin die sonst eher engen geografischen Grenzen seiner Strassenbilder. So befinden sich darunter einige Fotografien, die an den Seepromenaden, am Limmatquai oder gar auf dem Lindenhof entstanden sind. Zudem zeigen diese Bilder nicht ausschliesslich die «arbeitende Klasse».

Obwohl Acklin in seinen «Strassenszenen», den Aufnahmen im öffentlichen Raum, meist Menschen in den Mittelpunkt stellte, finden sich in dieser Kategorie auch sehr ruhige, manchmal fast melancholische Bilder, die am Waldrand oder an verlassenen Flussufern, meist an der Sihl, aufgenommen wurden. Und nicht zuletzt hat Acklin immer mal wieder Tiere fotografiert: wartende Hunde und Pferde oder dösende Katzen, auch sie Mitglieder des Lebens im öffentlichen Raum.

Leben im öffentlichen Raum



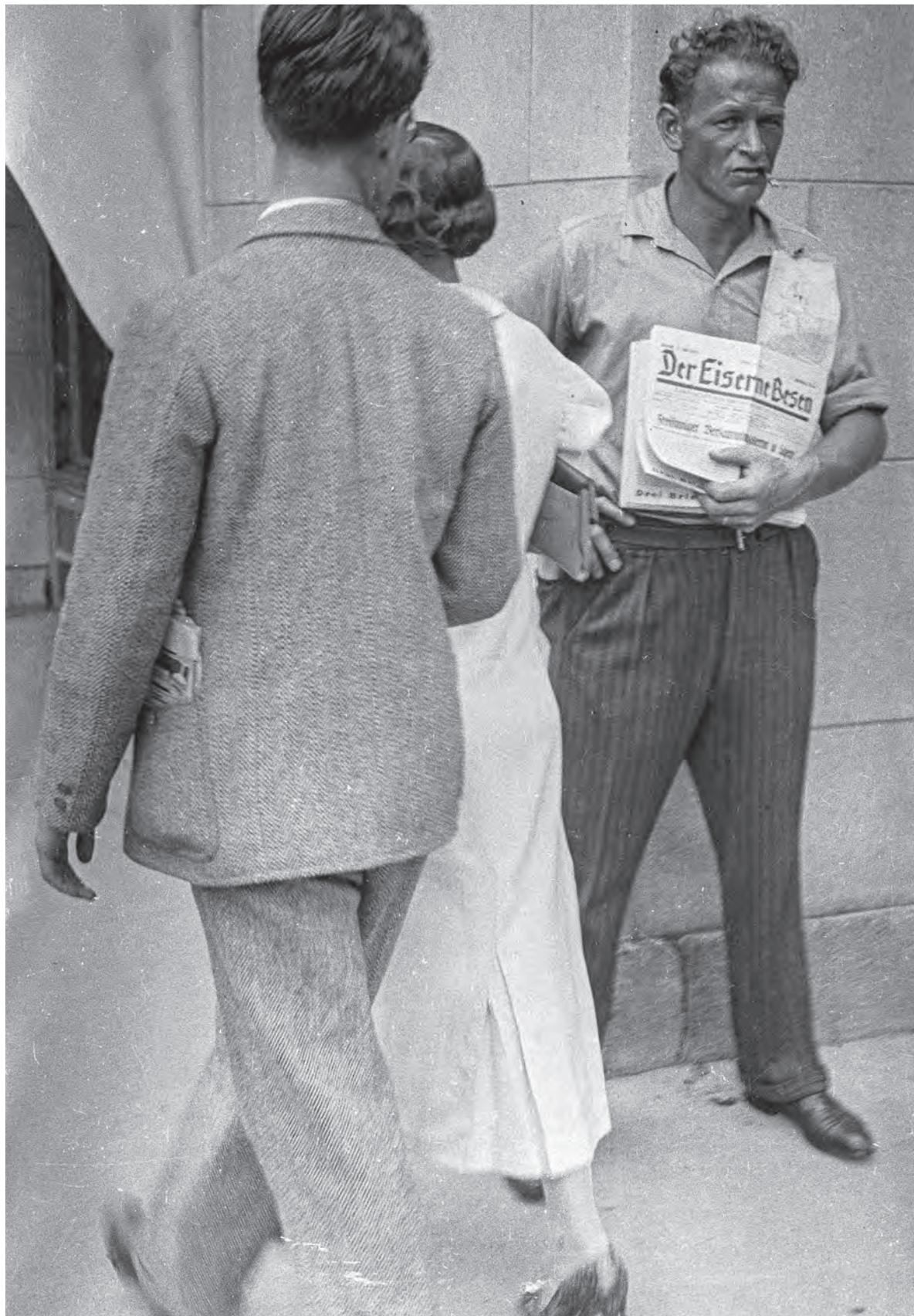


Page am Hotel St. Gotthard



Strassenhändler mit Zuhörern





Der Eiserne Besen, Kampfblatt der Schweizer Nationalen Front 1931–33











Krebsgasse





Schläfer an der Limmat-«Riviera»









An der Sihl





Badeanstalt Utoquai



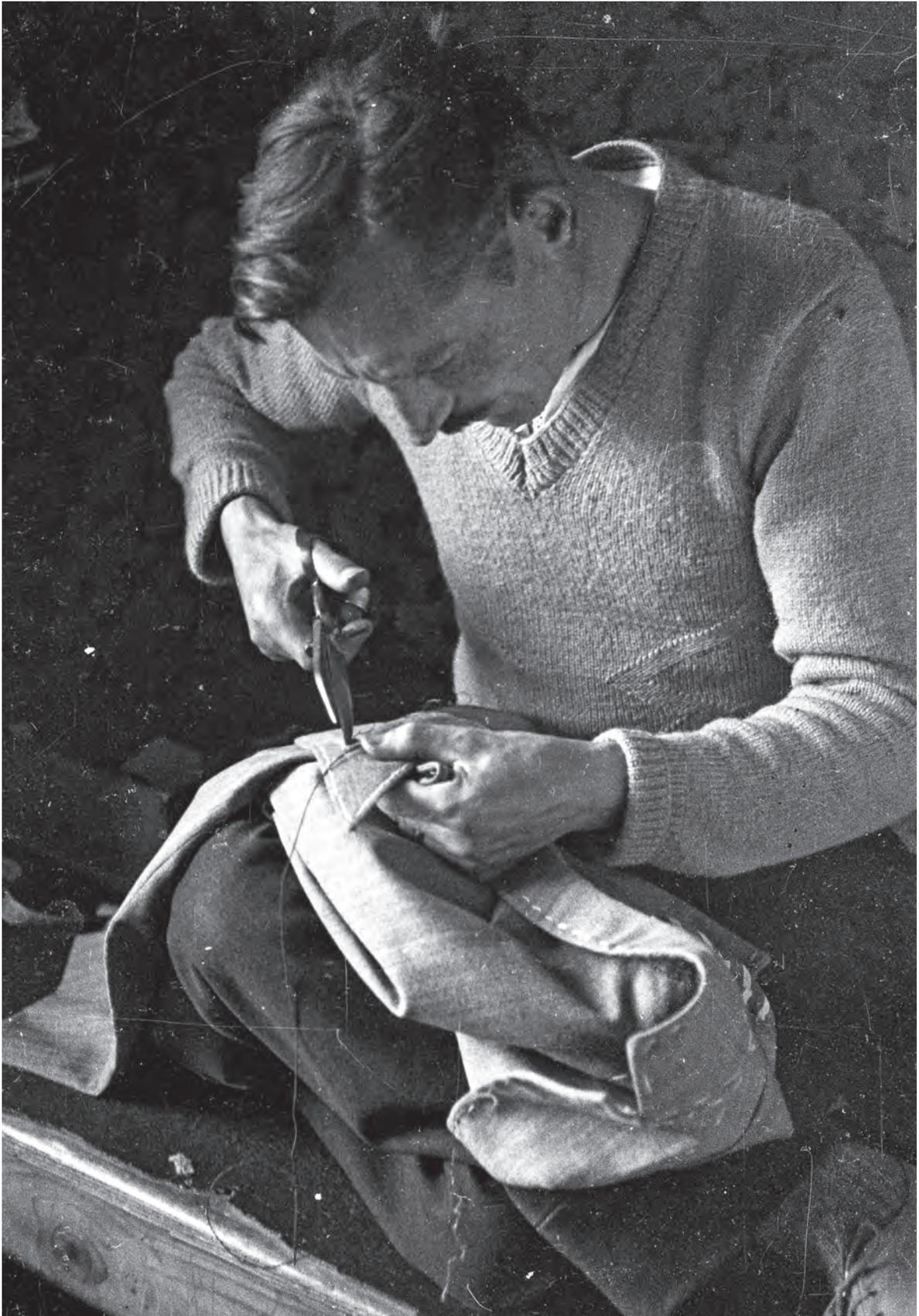
Alpenquai

Bereits in seinen «Strassenszenen» fotografierte Acklin eine grosse Zahl von arbeitenden Menschen. Allerdings entstanden diese Aufnahmen wohl meist zufällig und im Kontext des öffentlichen Raumes. Etwas anders verhält es sich mit seiner mengenmässig kleinsten Kategorie, den «Arbeitsbildern». Einerseits trifft man auch hier auf arbeitende Menschen in den Strassen Zürichs, andererseits hat Acklin eine Reihe von «Berufsbildern» erstellt, die wohl beispielhaft einzelne Berufsarten dokumentieren sollten. So finden wir hier den Heimarbeiter, den Schreiner, den Schriftsetzer oder gar den Chemiker. Bezeichnend für diese Aufnahmen ist, dass jeweils nur eine einzige Person in einer wohl typischen Arbeitspose dargestellt wird. Dies untermauert den eher dokumentarischen Charakter dieser Bilder. Acklins Intentionen für diese Aufnahmen bleiben dabei im Dunkeln. Wo diese Dokumentationen Verwendung fanden, ist nicht ganz geklärt; ebenso wenig sind die Kriterien für eine Auswahl der Berufe ersichtlich, auch wenn es sich meist um handwerkliche Tätigkeiten handelt.

Historisch interessant sind die Bilder umso mehr, als dass sich darunter Berufe finden, die heute nicht mehr existieren und längst vergessen sind, beispielsweise der Lumpensammler. Zudem werden auch in dieser Kategorie der «Arbeitsbilder» Menschen in den Mittelpunkt gestellt, von denen sonst kaum Zeitzeugnisse existieren.

Arbeitsbilder





Schneider



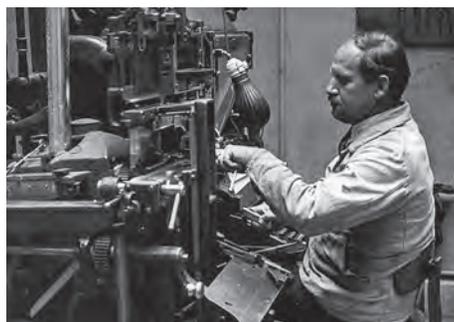
Akkordeonbauer



Chemiker (Oskar Acklin, Emil Acklins Bruder)



Schreiner



Schriftsetzer



Strassenwischer beim Rathaus



Eislieferant





Paketpöster

Spediteur

Fensterreiniger





Schuhputzerin

Schuhputzer

Kesselflicker



Weichenputzer





Teerkocher an der Badenerstrasse



Strassenarbeiter



Gerüstbauer



Vorarbeiter



Schienenleger



Maurer



Eisenleger

Aufenthalt, Erziehung bzw. Tätigkeit d.es... Schutzbefohlenen:

Es ist insbesondere nach folgenden Richtungen Auskunft zu geben:

Bei Kindern: Unterbringung, Gesundheit, Erziehung, Wohnort und Zivilstand der Eltern. Wer bezahlt das Kostgeld?

Bei schulpflichtigen Kindern ferner: Schulklasse, Lehrer, Schulerfolg.

Bei außerehelichen Kindern: Verlauf des Vaterschaftsprozesses, Leistungspflicht des Mündelvaters, Uebertragung der elterlichen Gewalt.

Bei der Schule entlassenen Mündeln: Unterbringung, Gesundheit, Lehrerfolg, Beschäftigung.

Bei Erwachsenen: Aufenthalt, Gesundheit, Beschäftigung und Verdienstverhältnisse, Verwendung des Lohnes.

Arbeitet als Hadernhändler. Verdienst ungenügend. Bezieht

regelmässig Unterstützung durch das Fürsorgeamt Zürich 10.

Im September 43 wurde auf Wunsch seiner schwer kranken Frau

Diese eine psychiatrische Untersuchung vorgenommen. Es ergab keine

Verschlimmerung seines geistigen Zustandes. Vorsorgliche Mass-

nahmen erwiesen sich nicht als notwendig.

Am 3. Okt. 43. starb seine Frau. Der Haushalt wurde einstweilen

weitergeführt, ergab aber wesentliche Schwierigkeiten. Haus-

hälterinnen blieben meist nur ganz kurze Zeit. Die Kinder hatten

keine Aufsicht, waren viel auf der Strasse. Kamen ungewaschen

zur Schule oder gingen überhaupt nicht hin. (Kinder sind in-

zwischen versorgt worden).

Die im vorliegenden Rechenschaftsbericht der Zürcher Vormundschaftsbehörde aus dem Jahr 1943 genannte Familie war den städtischen Sozialbehörden schon länger bekannt. Sie musste angesichts des unregelmässigen und meist geringen Verdienstes des Vaters als «Hadernhändler» (Lumpensammler) vom Fürsorgeamt der Stadt Zürich finanziell unterstützt werden. Ausserdem war der Mann aufgrund seiner aus Sicht der Behörden «unsoliden Lebensweise», die in direkten Zusammenhang mit seiner unsicheren beruflichen Tätigkeit gebracht wurde, und wegen Alkoholmissbrauchs bevormundet worden. Zur Auflösung des Haushaltes und zur Heimplatzierung der zahlreichen Kinder kam es allerdings erst nach dem Tod der schwerkranken Ehefrau. Als Grund für deren «Versorgung» gab der zuständige Amtsvormund die mangelnde Betreuung und unzureichende Hygiene der Kinder sowie das «Schwänzen» des Schulunterrichts an. Als Bevormundeter konnte der Vater die Wegnahme seiner Kinder nicht verhindern, denn ihm war die elterliche Gewalt entzogen.

Viele kinderreiche Zürcher Arbeiterfamilien erlitten in den 1940er-Jahren und insbesondere während der Kriegsjahre ein ähnliches Schicksal wie die in der Akte beschriebene Familie. Aufgrund ihrer schwierigen finanziellen Lage waren sie auf die Unterstützung des Fürsorgeamtes angewiesen. Ein Bruch in der Familiengeschichte, etwa durch Scheidung oder den Tod eines Familienmitglieds, führte oftmals zur Auflösung der Familie und zur Fremdplatzierung der Kinder in Heimen oder Pflegefamilien durch die städtische Vormundschaftsbehörde.

Unter Vormundschaft gestellt werden konnten gemäss Schweizerischem Zivilgesetzbuch von 1912 sowohl mündige Erwachsene als auch unmündige Kinder und Jugendliche. Die Vormundschaftsbehörde der Stadt Zürich war bereits in den 1940er-Jahren sehr professionell organisiert. Zumeist amtierten staatliche Beamte als Vormünder. Diese wurden

Die Akte Aus einem Rechenschafts- bericht der Vormundschafts- behörde Zürich von 1943

Anja Huber



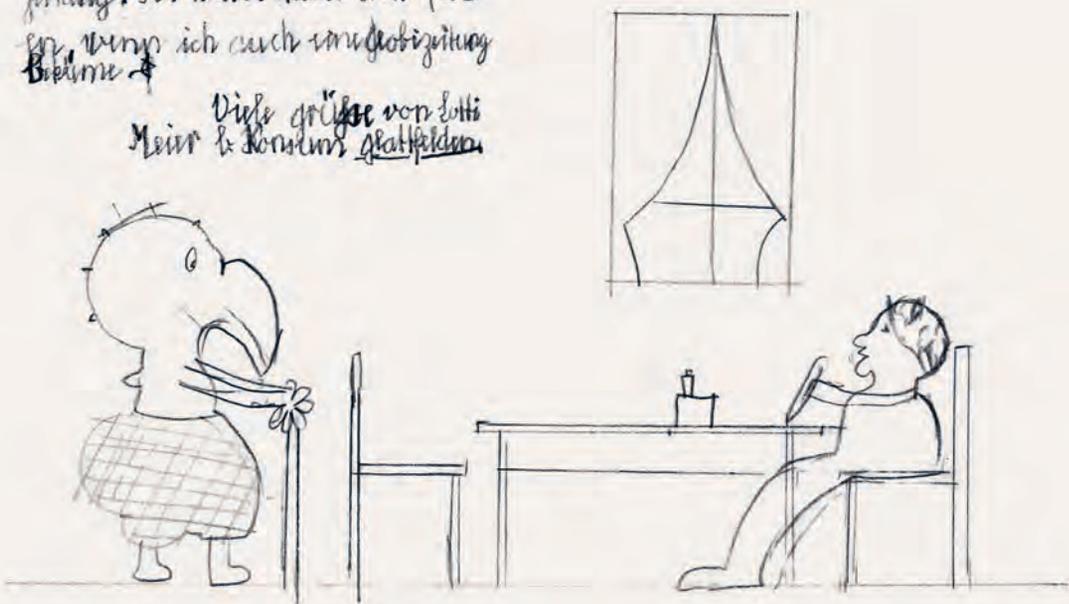
Lumpensammler (Bild: Emil Acklin)

als Amtsvormünder bezeichnet und hatten im Abstand von zwei Jahren Bericht über ihre Mündel zu erstatten. Diese sogenannten Rechenschaftsberichte umfassen eine bis mehrere Seiten und sind meist in erzählendem Ton gehalten. Bei einer erwachsenen Person hatte deren Vormund Auskunft über Aufenthaltsort, Gesundheitszustand, Arbeitsverhältnis und Verdienst sowie über die Verwendung des Lohnes zu geben. Bei bevormundeten Kindern standen Unterbringung, Erziehung, Bildungsweg sowie der Wohnort und Zivilstand der Eltern und die Frage nach der Finanzierung des Heim- oder Pflegeaufenthaltes im Zentrum des Interesses. Aufgrund dieser Berichte entschied die Behörde über die Weiterführung oder Beendigung der Vormundschaft. Aufschlussreich an diesen Rechenschaftsberichten ist aus heutiger Sicht, dass sie nicht nur Auskunft über einzelne Schicksale geben, sondern auch über die damaligen Moralvorstellungen, den Umgang der Zürcher Behörden mit Armut und Unterstützungsbedürftigkeit sowie über medizinische und psychiatrische Entwicklungen.

Globi stattet einen Besuch bei Rosenfeldt Präsident der Vereinigten
Staaten Nord-Amerikas.

Lieber Globi!
Ich schicke hier zwei Bildchen, die -
nicht kommen sie auch in die Globi-
zeitung. Ich würde mich sehr freuen,
wenn ich auch eine Globi-zeitung
bekomme.

Viele Grüße von Lotti
Meier & Konrad Glatfeldern



kolumne

«Lieber Globi! Ich schicke dir hier zwei Bildchen [...]»¹ Seit 1932 sandten Generationen von Kindern aus der ganzen Deutschschweiz täglich Briefe und vor allem Zeichnungen an die Kinderbuchfigur Globi. Lotti Meier aus Glattfelden war eines davon. Im Jahr 1935 wandte sie sich gleich mehrmals an den liebenswerten Vogel Globi, unter anderem mit der abgebildeten Zeichnung. Doch was hat es mit diesen Zeichnungen und Briefen, mit denen Globi regelrecht überhäuft wurde, auf sich?

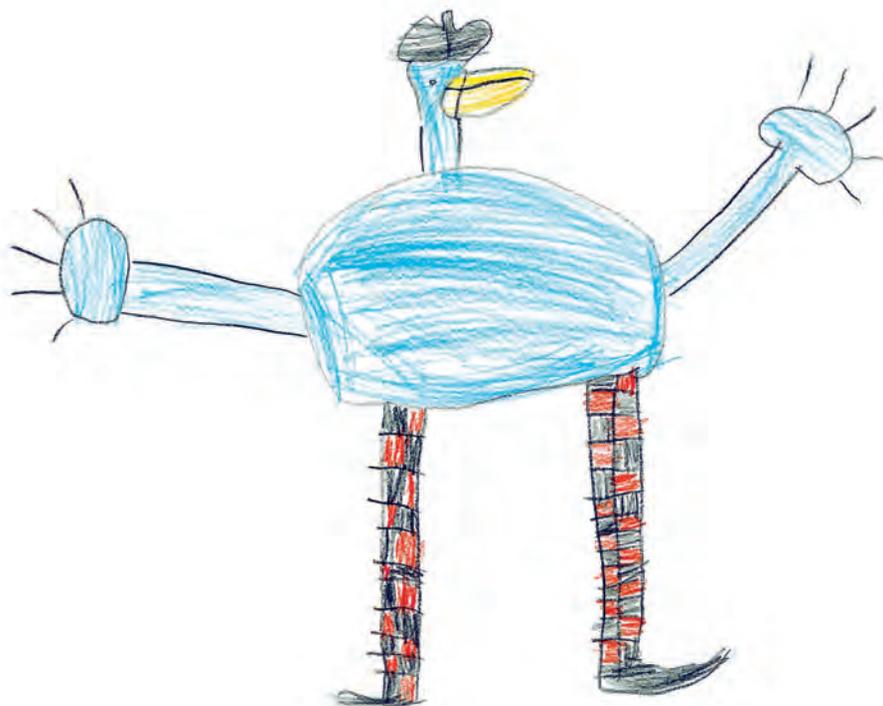
Mit der Einladung «Ich weiss etwas, das zeig ich Euch, kommt alle in mein lustig Reich!» eroberte Globi im Jahr 1932 die Herzen der Kinder im Sturm. Allerdings wurde Globi anfänglich nicht als Kinderbuchheld, sondern als Werbefigur des Warenhauses Globus zu dessen 25-jährigem Jubiläum erschaffen. Der blaue Vogel mit kariierter Hose, Baskenmütze sowie einem grossen Schnabel ist hilfsbereit und lustig, fungiert aber immer auch ein wenig als Lausbub. Globi ist äusserst erfinderisch, wenn es um die Lösung eines Problems geht, und natürlich ist er stets neugierig, was ihn immer wieder neue Abenteuer erleben lässt. So reist er an die ungewöhnlichsten Orte, wo er alle möglichen Menschen und Tiere kennen lernt. Davon handeln auch seine ab 1935 jährlich erscheinenden Bücher, für die im Jahr 1944 eigens der Globi Verlag gegründet wird.

Die Marketingidee des Globi stammt vom damaligen Globus-Werbechef J. K. Schiele, gezeichnet wurde der ursprünglich schwarz-weiße «Vogel» von Robert Lips. Die dazugehörigen Geschichten, stets in Versform, schrieb Alfred Bruggmann.

In den 1930er-Jahren mischte sich Globi häufig als «lebende Figur» unter die Leute bzw. unter die Kinder, die diesen sonderbaren Kerl sogleich ins Herz schlossen, und so verbreitete sich die Globi-Begeisterung in der ganzen Deutschschweiz, vor allem auch wegen der monatlich erscheinenden Zeitschrift «Der Globi». Bald wurde der erste Globi-Club gegründet, dem 699 Ableger folgen sollten. Besonders zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang die Briefwechsel, die ebenfalls in den 1930er-Jahren einsetzten und bis ins Jahr 2005 anhielten. Dabei schrieben Kinder Briefe «an den Globi», in denen sie ihm ihre Begeisterung mitteilen, aber manchmal auch ihre Sorgen loswerden konnten. So meldet sich im Juli 1935 die eingangs erwähnte Lotti ein zweites Mal beim Globi Verlag: «Lieber Globi, ich will dich fragen, warum ich die Globi-zeitung nicht erhalten habe. Du hast sie mir doch versprochen

Das Bild «Lieber Globi» – Zeichnungen und Briefe an den Helden unserer Kindheit

Karin Beck



und alle anderen Kinder im Dorf haben sie bekommen nur ich nicht. Hast du mich etwa vor lauter Arbeit vergessen?»

Ebenso schickten die Kinder Globi ihre eigenen Zeichnungen zu, die sich oft auf Geschichten der Globibücher bezogen oder auch ganz eigene Globigeschichten illustrierten. Die meisten Kinder hofften, ihre Zeichnungen würden in einer Ausgabe der Globi-Zeitung veröffentlicht werden. Interessant an den Kinderzeichnungen ist, dass sie oft in das aktuelle Zeitgeschehen eingebettet wurden. So ist auf der Zeichnung von Lotti Meier der damalige Präsident der USA, Franklin D. Roosevelt, abgebildet, den Globi gerade besucht. Es entstanden aber auch Kinderzeichnungen im Zusammenhang mit der Landesausstellung von 1939, und zum Teil wurden zu Grossereignissen in Zürich auch eigene Globi-Malwettbewerbe ausgeschrieben.

Bis ins Jahr 2005 wurden die Briefe und Zeichnungen der Kinder durch Globi bzw. durch den Globi Verlag beantwortet und verdankt. So schrieb Globi auf Lotti Meiers Zeichnung: «Mein liebes Lotti! Oho! Du scheinst ja mit dem Zeichenstift schon recht innige Freundschaft geschlossen zu haben. [...] Nur muss ich Dir sagen, dass mein Zug in Washington nur zwei Stunden Aufenthalt hatte und ich deshalb dem Präsidenten Roosevelt leider meine Aufwartung nicht machen konnte. [...] Falls Du meine Zeitung noch nicht regelmässig erhältst, werde ich natürlich dafür sorgen, dass dies von nun an geschieht. [...] Dein Globi.»

Bis heute hat sich Globi als eine der beliebtesten Kinderbuchfiguren halten können, und nach wie vor schicken Kinder dem Globi Zeichnungen. Ein neueres Beispiel des nun farbigen Globi stammt aus dem Jahr 1999.² Unterdessen existiert der Globi Verlag jedoch nicht mehr als eigener Verlag; er wurde 2007 vom Orell Füssli Verlag übernommen. Die gesammelten Briefe und Zeichnungen sind aber mit dem Archiv des Globi Verlags ans Stadtarchiv Zürich übergegangen.

1 VII.439. Globi Verlag AG, 1. Korrespondenz mit Kindern, 1935. Unter dieser Signatur findet man Lottis Briefe und Zeichnungen sowie den zitierten Antwortbrief.

2 VII.439. Globi Verlag AG, 3. Diverse Akten, Mappe 9. Darin sind Kinderzeichnungen von 1996 bis ca. 1999 enthalten.

Die Elektrifizierung Zürichs

Das Bildarchiv des Elektrizitätswerks der Stadt Zürich (1900–1985)

Als die Franzosen 1799 die Stadt Zürich im Verlauf des Zweiten Koalitionskriegs besetzten, waren sie höchst erstaunt darüber, dass die Stadt nicht einmal über eine Strassenbeleuchtung verfügte. Zürich war stockdunkel, denn rechtschaffene Bürger und Bürgerinnen blieben nach Einbruch der Dunkelheit zu Hause – so erwartete es die Obrigkeit. Und so blieb es auch nach dem Intermezzo der französisch-österreichischen Besetzung. Erst 1806 beschloss die Bürgergemeinde, eine «ganzjährige und ganznächtige» Beleuchtung der Strassen einzuführen: zuerst mit Öllaternen, dann durch eine Gasbeleuchtung. 1890 beschloss die Gemeindeversammlung der Stadt Zürich die Einführung des elektrischen Stroms. Bis dahin bestand jedoch zur Energiegewinnung in Zürich lediglich das 1880 erbaute Lettenwerk, das vor allem der mechanischen Energie diente, also der Erzeugung von Dampf zur Fortbewegung. Dies reichte bei weitem nicht – ein neues Kraftwerk musste her. Pläne zur Zusammenarbeit

mit dem Kanton zerschlugen sich jedoch. Am 10. Juni 1906 stimmten die Zürcher Urnengänger einem Kredit von bisher unerhörten 11 Millionen Franken zu, um in Graubünden ein Kraftwerk zu bauen, das Zürich mit Strom versorgen sollte. Ein kühnes und von den Gegnern als «gewagte Spekulation» bezeichnetes Unterfangen.

Der Bau des Albulakraftwerks war der Beginn der Elektrifizierung Zürichs, der Beginn einer engen und bis heute andauernden Beziehung zwischen der Stadt Zürich und den Bündner Konzessionsgemeinden – und schliesslich der Beginn grosser Veränderungen auf beiden Seiten.

Das Bildarchiv des 1893 gegründeten Zürcher Elektrizitätswerks (EWZ), das dem Stadtarchiv 2016 übergeben wurde, zeigt Fotografien zu den Kraftwerken der Stadt Zürich, deren Bau sowie Landschaftsbilder aus den Bauzonen wie der Limmat (Letten, Höngg, Wettingen), der March (Wägital), Mittelbünden (Albula, Solis,



Sils, Rothenbrunnen), Bergell (Albigna). Die Bilder dokumentieren die Zeit von 1900 bis in die Achtzigerjahre des 20. Jahrhunderts.

Die Aufnahmen sind durchweg von hoher Qualität und stammen meistens von professionellen Fotografen. Diese Bilder sind Zeitzeugen nicht nur des gigantischen technischen Fortschritts im 20. Jahrhundert. Sie zeigen zudem die schwierigen Bedingungen des Baus und

implizit auch den Zusammenprall von Natur und Technik, Tradition und Moderne, wie er zum Teil noch heute nachhallt.

Das Bild aus dem Jahr 1958 zeigt den Transport eines Lastwagens auf der Schwereiseilbahn zur Baustelle für den Albigna-Staudamm im Bergell.

impresum

Herausgeberin

Stadt Zürich
Stadtarchiv Zürich
Neumarkt 4, 8001 Zürich

Telefon 044 415 16 46
stadtarchiv@zuerich.ch
www.stadt-zuerich.ch/stadtarchiv

©2018 Stadtarchiv Zürich

ISSN 2624-7305

Redaktion

Anna Pia Maissen, Karin Beck

Verfasser/innen

Karin Beck, Anna Pia Maissen,
Nicola Behrens, André Werner,
Anja Huber

Produktion

Viaduct

Lektorat

Thomas Schlachter, Zürich

Gestaltung

Marc Droz, Regula Ehrliholzer, dreh gmbh, Zürich

Die digitale Version der Zeitschrift
ist unter folgender Adresse zu finden:
<https://www.stadt-zuerich.ch/stadtarchiv-arche>

arché

steht für Anfang, Prinzip, Ursprung, aber auch für Herrschaft, Regierung und Amt. Daraus leitete sich das griechische Wort *archeíon*, Regierungsgebäude, ab, also jener Ort, wo die wichtigsten Amtsgeschäfte nicht nur getätigt, sondern auch hinterlegt wurden – im Archiv.